This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

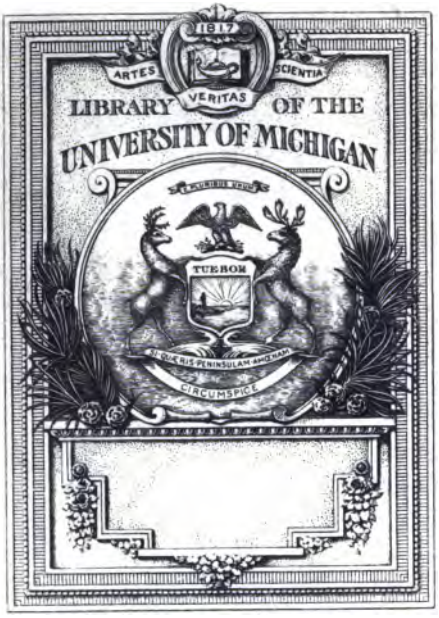
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 798,669

ARTHUR BONUS

RÄTSEL II


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

PN
6373
.B72

1917.

Arthur Bonus. Rätsel. II. Band. Zur Biologie des Rätsels

Herausgegeben vom Kunstwart
München 1907 Georg D. W. Callwey

Kgl. Hofbuchdruckerei Kaßner & Callwey, München

Folklore
Harv.
10-27-37
34615

Vorwort

Es ist mir endlich vergönnt, der Rätselsammlung diesen zur Einführung in sie bestimmten Band nachfolgen zu lassen.

Welche Ansprüche ich erhebe und besonders welche ich nicht erhebe, habe ich in dem Abschnitt „Zur Einleitung" gesagt.

Wem nur die schwergerüstete, Schritt vor Schritt setzende und stets im Bereich des absolut Beweisbaren bleibende wissenschaftliche Untersuchung wertvoll erscheint, der ist gebeten, sich dem Büchlein fernzuhalten.

Wem es aber eine Freude ist, in heute vorhandene Formen eine lange bunte, hier und da auch schwermütige Entwicklung hineinzuschauen, auch auf Gebieten, auf denen die exakte Wissenschaft zur Zeit noch nicht und vielleicht niemals sehr weit kommen kann, — wem insbesondere eine lebendige Hineinversetzung in urzeitliches Vorstellen, in die Anschauungen der Zeit

des Zauberglaubens und der erſten Mythenbildung ein Genuß iſt, auch wenn er ſich bewußt iſt, daß hier das meiſte Vermutung bleiben muß, — dem darf ich hoffen, auf den nachfolgenden Blättern einige nicht ganz auf der Oberfläche bleibende Anregung zu bieten.

Ich habe den Verſuch gemacht, ſo zu ſchreiben, daß das Buch ohne ſchwerere Erwägungen zu umgehen, doch ein Leſebuch für einen größeren Kreis ſein könne. Ob und wie weit mir das gelungen iſt, darüber ſteht mir kein Urteil zu.

Nachdem das allgemeine Intereſſe für die Entwicklung der Naturformen ſo ſtark geworden iſt, möchte es manchem erwünſcht erſcheinen, auch die geiſtigen Formen ſich bilden und wachſen zu ſehen.

Stellt ſich bei der Gelegenheit wieder einmal ein Eindruck davon her, wie groß kleine Dinge ſein können, wenn man nur tief genug hineinkommt, ſo wäre das gewiß um ſo wertvoller.

Zur Einleitung

Die heute gebräuchlichen Kunſtformen ſind ſo wie ſie ſind, nicht gar zu alt. Aber ſie ſind Umbildungen von Formen, die älter ſind; und ſo reicht die Kette doch überall bis in Urzeiten zurück.

Es iſt ein eigentümlicher und ſtarker Genuß, dieſen Entwicklungen nachzugehen, ſozuſagen die Biologie der Kunſtformen zu ſtudieren. Leider gibt es auf dieſem Gebiet wenig Führung.

Eine Hiſtorie der Kunſtformen gibt es faſt nur in ſchwachen Anſätzen. Sie iſt auch von beſonderen Schwierigkeiten gedrückt.

Nehmen wir an, die hohen Kunſtformen ſind aus den niederen erwachſen. Aber die niederen wurden noch nicht aufgezeichnet! In der Urzeit hatte man noch keine Schrift,

und später, als man sie hatte, zeichnete man auf, was nun als das Höchste galt, aber nicht, was man für überwunden hielt, wenn es auch noch lebte. Denn allerdings, es stirbt daran nicht, daß es verachtet wird. Es lebt „im Volke", in einsamen Gegenden, „auf dem Lande" fort, sei es verachtet in den Kinderstuben oder geächtet aber um so stärker geglaubt als geheime Weisheit. Erst seit anderthalb hundert Jahren hat man zögernd und dann stärker angefangen, sich an dieser alten „Volksweisheit und -dichtung" zu erfreuen, Geschmack an ihr zu gewinnen, sie als gesunde Naturgrundlage aller höheren Dichtung zu schätzen und aufzuzeichnen. So sind wir nun auf Rückschlüsse angewiesen.

Es findet sich freilich allerlei Hilfe für sie. Man erforscht die Naturvölker — Völkerkunde —, man erforscht die niederen Kunstformen in den modernen Kulturvölkern — Volkskunde —, und diese beiden Forschungszweige haben uns mit der Zeit einen ziemlich sicheren Takt

dafür gegeben, was wirklich als Naturdichtung, als von höherer Kultur unbeeinflußt geblieben gelten darf.

Man nehme eine vollständige Ausgabe des „Wunderhorns" zur Hand. Das ist das, was noch die Romantiker für volkstümlich echt hielten! Mindestens die Hälfte davon würde jeder Moderne, wie schon Goethe erbarmungslos ausweisen: es ist nicht Volksdichtung, sondern schlechte Kunstdichtung.

Vermöge des besseren Taktes, den Völker- und Volkskunde uns anerzogen haben, sind wir aber auch imstande, Märchen, Ortssagen, Beschwörungen, Zauberlieder, Volkslieder und so auch Rätsel alten Volksgutes aus der älteren Kunstdichtung herauszulösen, aus den Veden, aus der Bibel, aus den homerischen Gesängen, aus der ältesten Geschichtsschreibung, ja aus den Papyrus der Ägypter und von den Ziegeln der Assyrer.

Aber es liegt am Tage, wie zufällig diese Funde sind, und daß man ein völlig verzerrtes Bild erhalten müßte,

wenn man die ſo gefundenen Stoffe kritiklos nach dem Datum der Aufzeichnung zuſammenordnen und auf dieſe Weiſe eine Hiſtorie herſtellen wollte. Ein heute aufgeſchriebenes Zauberlied wird in den meiſten Fällen älter ſein als ein Geſang der Ilias, und das Märchen vom Dornröschen iſt eher der Vorfahr als der Enkel des Brunhildenmythus. In dem Sinne etwa wie die Eidechſe älter iſt als das Mammut.

Wir verſuchen trotzdem das ſpröde Material zu einer geſchichtlichen Überſicht zuſammenzuordnen. Es läßt ſich auf dieſe Weiſe am einfachſten und jedenfalls viel plaſtiſcher als auf jede andere Art vorführen, welche Bedeutung eine Kunſtform gehabt haben mag, welche Elemente für ihren Beſtand entſcheidend geweſen ſein mögen. Aber das iſt aus dem Geſagten klar, daß es ſich dabei in keiner Weiſe um akute Wiſſenſchaft handeln kann. Die Darſtellung an den zufälligen Funden iſt mehr eine Veranſchaulichung als ein hiſtoriſcher Nachweis.

Sie will mehr etwas Sachliches als etwas Chronologiſches beſagen. Sie beweiſt nicht, daß es ſo und ſo geweſen iſt, ſondern ſie zeigt, wie es geweſen ſein kann.

Das uneigentliche Rätsel

Die Heimat des Rätſels iſt die Welt der Zauberei und der Traumdeutung. Hier in dieſer Welt des Glaubens an die Traumoffenbarung war im ernſteſten Kampf ums Leben nötig, was ſpäter als Spiel und Scherz unterhalten machte und noch unſre Kinder unterhält: die Kunſt einen Sinn zu entziffern, der unter völlig anderen Geſtalten verborgen iſt.

Verſetzen wir uns in dieſe Zeit:

Eine dunkle Zeit dumpfen Irrwahns für uns Rückſchauende. Wir erwachten zum Lichte aus ihr; aber ſie umgibt uns noch von allen Seiten — der „Aberglaube". Manchmal erhebt er in irgendeiner modernen Verhüllung ſein Haupt ganz hoch in unſre Kulturwelt hinein. Dennoch im Weſen überwunden; es ſcheint undenkbar, daß die Menſchheit dauernd in ihn zurückfällt. Deshalb für uns das Dunkle, aus dem wir heraus ſind.

Aber das war er nicht für die, welche von der anderen Seite her in ihn eintraten. Aus dem Tiermenſchlichen her, aus einem Zuſtand völliger Unerhelltheit. Für dieſe kaum ſchon Menſchen war der Zauberglaube ein erſtes Licht, eine erſte Aufklärung.

Primitive Ahnungen von Urſach-Zuſammenhängen, nicht viel bewußter als ein Haustier ſie hat, haben ſie ſchon lange; aber dieſe Ahnungen haben angefangen, ſie mehr zu plagen als zu befriedigen, ſie beſtätigen ſich ſo häufig nicht. Wenn einer tot iſt, ſo bewegt er ſich nicht mehr. Man kann ihn rütteln und ſchütteln. Er bleibt ſteif. Man legt ſich ſchließlich zum Schlafe nieder. Plötzlich geht der Tote herum, als ſei nichts geſchehen! Dann wieder liegt er ſteif und ſtumm! Er iſt längſt verweſt, vielleicht ertrunken. Man weiß nicht wo er iſt, — plötzlich wirft er ſich über einen und ſucht einen zu erwürgen. Iſt er abgeſchüttelt, ſo iſt er ſpurlos verſchwunden! Und was iſt es gar mit den

eigenen Nachtfahrten? Man war in fernen Gegenden, obwohl man nicht hingegangen iſt. Oft auch war man zu Hauſe, aber alles war anders als ſonſt! Morgens liegt man auf ſeinem Lager, und andere, die etwa wachten zu der Zeit, verſichern, daß man ſich nicht von der Stelle gerührt hat! Und wie iſt es mit den Urſach-Zuſammenhängen? Zwiſchen Tag und wieder Tag hat ſich die ganze Welt und die Art ihrer Zuſammenhänge verwandelt! Manchmal möchte man meinen, daß nur die Menſchen ſprechen, dann plötzlich tun es auch die Tiere! Sie ſprechen wie beſtimmte Menſchen; ſie ſind es ſogar: die Menſchen können ſich in Tiere verwandeln. Manchmal möchte man für unmöglich halten, daß man ſich anders vorwärts bewegen kann als durch mühſames Gehen; plötzlich aber kann man ſchweben, fliegen, den Ort gar ohne alle Bewegung verändern! Was kann man nun, und was nicht? Womit kann man rechnen, worauf ſich verlaſſen?

Uns Heutigen iſt es ſchwer genug,

uns in eine Zeit zu verſetzen, welche den Traum nicht als ein Bild, wie wir, ſondern als eine Wirklichkeit wie jede andere nahm. Und doch haben wir alle eine ſolche Zeit noch perſönlich durchgemacht! Nur waren wir damals in unſeren frühen Kinderjahren von Menſchen umgeben, welche dachten, wie wir jetzt denken; und dadurch ging die Entwicklung zur Einſicht in die Scheinwirklichkeit der Träume bei uns glatt und bruchlos vor ſich, und ſo, daß wir Erwachſenen den Übergang bei unſern eigenen Kindern kaum deutlich zu fühlen bekommen. Eine Mutter, die von ihrem kleinen Kinde gefragt wird, ob ihr Bein wieder ganz ſei, das ihr der Hund abgebiſſen hat, wie ſie ins Waſſer fiel, pflegt ſich über die Kinderei zu wundern, beſonders auch über die Hartnäckigkeit, mit der das Kind ſich in dieſe ſonderbare Phantaſie verbiſſen hat, und ſie bemerkt nicht, daß es ein Traumerlebnis erzählt, welches es für wirklich geſchehen hält.

In der Urzeit, in der die Erwachſenen

auf dem Standpunkt lebten, auf welchem jetzt unſre kleinen Kinder ſtehen, und in der keine noch Erwachſeneren die Menſchen langſam und freundlich in ein helleres Bewußtſein hinüberleiteten, waren die Qualen und Bedrängniſſe der Ungewißheit darüber, was wirklich und was nicht wirklich iſt, ſicherlich ſehr große.

In dieſer Unſicherheit, in dieſem Schwanken war es eine erſte ſtarke Erlöſung und alles erhellende Aufklärung, als die Erkenntnis auftauchte, daß alle die Erſcheinungen und Erfahrungen, welche zwiſchen Einſchlafen und Aufwachen, gewöhnlich alſo in die Nacht, fallen, zuſammengehören und von denen, die der Tag bringt, durchaus getrennt ſind. Das brachte mit einem Schlage Ordnung in das Chaos der Erlebniſſe: die gewöhnliche Wirklichkeit und die — andere.

War man auf den Unterſchied aufmerkſam geworden, ſo fand man, daß die andere Welt ſich nur nach beſonderen Vorbereitungen öffnete. Man lebte nicht

eigentlich in ihr; denn die Erlebniſſe, die man in ihr gemacht zu haben glaubte, hatten nicht ohne weiteres Folgen. Der Tote, den man lebendig ſah, blieb tot, wenn man erwacht war; und man war nicht ſatt, wenn man im Traum gegeſſen hatte. Auch lebte man ſelten ſeine Traumerlebniſſe in einer nächſten Nacht weiter.

Die andere Welt alſo war eine, in die man nur hineinſah. Wozu? Doch, um für die, in der man lebte, zu lernen! Jene andere Welt hatte offenbar eine höhere Geltung; ſie war etwas Endgültiges! Manches, was man im Traume geſehen hatte, geſchah nachher in der Tageswelt. Anderes geſchah anders, als man es im Traume ſah. Wer das unterſcheiden könnte, wer da Beſcheid wüßte! Er könnte ſich gegen manches wehren, das kommen ſoll, da er es vorher weiß. Er könnte viel Macht über andere gewinnen, vielleicht gar über das Schickſal ſelbſt!

Es iſt gar nicht auszuſagen, was dieſes Bewußtſein für den Menſchen bedeutet

hat. Es ist die Voraussetzung aller Kultur, es ist der Anfang der Kultur selbst.

Diese andere Welt war die erste Sammlung alles dessen, was an geistigen Keimen, an zerstreuten geistigen Geschehnissen etwa sich gebildet hatte, eine erste Organisation geistiger Erfahrungen. Eine erste feste Anknüpfung für Wünsche und Sehnsuchten. Indem die inneren, die geistigen Erlebnisse, wie der Traum sie bietet, als besonderer Art neben die gewöhnlichen traten, war die Möglichkeit gegeben, sie mit Bewußtsein zu pflegen. Ja hier allererst kommt der Mensch von sich selbst los; er unterscheidet von sich als Tagesmenschen den Menschen, der weite Nachtfahrten machen kann, vom wirklichen Menschen den möglichen. Und, um das Höchste zu sagen: hier zuerst taucht eine Möglichkeit auf, das äußere Geschehen von innen her zu lenken und zu zwingen.

Der erste Versuch dazu ist das, was man „Zauberei" nennt, und von da aus geht ein gerader Weg zu all den ver-

ſchiedenen Wegen, auf denen der Menſch verſucht hat, innerlich frei gegen Natur und Schickſal zu werden.

Die Vorausſetzung dazu iſt, daß man die andere Welt erkennt, und die älteſte der Zauberei entſprechende Form dieſer Erkenntnis iſt die Traumdeutung. Wer die Kraft zu ihr hätte! Es gab ſolche, die ſie hatten. Man kannte und fürchtete ſie.

Wir wiſſen wohl, was für eine Kraft dazu nötig war; wir nennen ſie „Phantaſie“. Aber ſie war von dem, was wir heute ſo nennen, ſehr verſchieden. Andere Zeiten, andere Kräfte! Die Phantaſie von damals ſah ihre Bilder kräftiger, mehr viſionär, und ſie war von der Wirklichkeit ihrer Geſichte überzeugt.

Wir leben anders. Unſere Phantaſie iſt ſchwach, ſie ſieht in ſchattenhaften Umriſſen; ſie hat die innere Kraft nicht mehr: ſie glaubt nicht mehr an ſich ſelbſt. —

Und hat ſie nicht recht, an ſich ſelbſt nicht mehr zu glauben? Hat ſich nicht jedes und jedes Phantaſiebild der alten Zeiten als Irrtum erwieſen? Die Wiſſenſchaft hat ſie alle widerlegt! Sie allein ſieht Wahrheit! —

Aber hat nicht auch jeder Satz vergangener Wiſſenſchaften ſich bisher als irrig

erwieſen? Und ſind die Einſichtigen unter uns nicht darin einig, daß ſelbſt von den heute feſtſtehenden Sätzen kein einziger tauſend Jahre lang wahr bleiben wird? —

Was will das ſagen! Wir verdanken dieſen Wahrheiten der Wiſſenſchaft — mögen ſie doch immerhin Irrtümer für ein ſpäteres Jahrtauſend ſein! — wir verdanken ihnen die Unterjochung der Naturkräfte und daß ſich die Oberfläche der Erde gewandelt hat! —

Aber verdanken wir nicht vorher jenen Wahrheiten der Phantaſie, die Irrtümer für unſere Zeit geworden ſind, daß ſich das Innere des Menſchen gewandelt hat, welches das Innere der Welt iſt? Das Zauberfeuer, das die Phantaſie in den Menſchen zu entzünden wußte, war nicht nur ein verheerendes Fieber; es war auch die Glut und die Begeiſterung der Dichter und der Propheten. Und ihre relative Wahrheit braucht um nichts geringer zu ſein, als die ſehr relative Wahrheit der Wiſſenſchaft. —

Welche Träume! Iſt nicht gerade dies der eigentlichſte Unterſchied der alten und der neuen Zeiten, daß damals beides, Phantaſie und Wiſſenſchaft, Dichten und Forſchen unklar durcheinanderging? Und daß inzwiſchen eine Scheidung von Waſſer und Land ſtattgefunden hat? und daß wir nunmehr erkennen und arbeiten mit dem Verſtande, aber dichten und ſpielen mit der Phantaſie? —

Dies iſt der Hauptirrtum in der Rechnung der Moderne und nicht einmal ein ſehr ſtattlicher Irrtum, ſondern der alte längſt bekannte und wie oft belächelte pſychologiſch leicht erklärbare Fehler des Ins-Extrem-Gehens: der rückſchwingende Pendel ſucht die Peripherie der Schwingung.

Die materiellen Intereſſen und die ihnen entſprechenden Kräfte des praktiſchen Verſtandes hatten es ſchwer gehabt, ſich gegen die Intereſſen des Gemütes und ſeine Kräfte durchzuſetzen, gegen alles das, was man unter der Benennung „Phantaſie“ zuſammenfaßt; nun

wollen ſie wie zur Rache allein gelten, allein Wahrheit ſein! Aber es iſt eine ſchlechte Rache, wenn man eine ſeiner Kräfte an der anderen Rache nehmen läßt: man ſchadet in jedem Falle ſich ſelbſt!

Und warum ſollen die beiden Kräfte oder vielmehr die beiden Gruppen von Kräften, in deren Spannung alle Kultur lebt, ſich gegenſeitig verdächtigen müſſen, um zu ihrem beiderſeitigen Recht zu kommen? Warum ſoll die Entwicklung eine Pendelſchwingung darſtellen und nicht lieber eine ewige Geburt aus polaren Wahrheiten?

Wir brechen ab! Wir mußten von dieſen Dingen ſprechen, weil es ſich nicht lohnt, über Entwicklungen auf dem Gebiet des menſchlichen Geiſtes nachzudenken, wenn man ſie nicht ernſt zu nehmen vermag und es zu tun entſchloſſen iſt.

In dem heimiſch ſein und Macht haben, was man als das „Weſen" der Dinge empfand und als eine andere Welt vorſtellte, das verdient auch heute noch unſere

Ehrerbietung, auch wenn wir uns den Beſtand dieſer „anderen Welt“ und ihr Verhältnis zur gewöhnlichen materiellen Welt anders vorſtellen.

In jener urweltlichen Phantaſie waren in der Tat noch alle Geiſteskräfte des Menſchen vereinigt. Insbeſondere die praktiſchen und die des Gemütes.

Die Art, wie man damals das irdiſche Leben durch die Kräfte des Gemüts zwingen zu können meinte und verſuchte, hat etwas für uns Fremdes und Erſchreckendes. Man ſoll ſich davon nicht durch die billige Vorſpiegelung befreien, es ſei alles Betrug und Humbug geweſen. Man verſchließt ſich damit jedes wirkliche Verſtändnis. Die urſprüngliche Phantaſie glaubte an ihre Geſichte ſo feſt wie wir an die Erkenntniſſe der akuteſten Wiſſenſchaft glauben. Sie nahm ſie ſo ernſt wie wir nur irgend unſre Atomenlehre nehmen können oder unſre

Lehre von der Erhaltung der Kraft oder von der Entwicklung der Arten. Und ſie war von der Wirkung ihrer Zaubermittel ſo feſt überzeugt, als wir nur irgend von der Wirkung einer Medizin.

Der Zauberglauben, den wir jetzt als „Aberglauben" verachten, iſt nicht nur die älteſte Religion: er iſt auch die älteſte Wiſſenſchaft, die älteſte Sittlichkeit; er umfaßt alle Weisheit und alle über die gewöhnlichſte körperliche Kraft hinausgehende Machtentfaltung.

Er beſchäftigt ſich mit den Beziehungen zwiſchen dieſer Welt und der anderen, die ſich im Traum offenbart, um ſie zu verſtehen und ſie zu beherrſchen. Traumdeutung und das, was man im engeren Sinne „Zauberei" nennt, ſind ſeine Weisheit und ſeine Macht.

Und hier nun, in dieſer dunklen und beklemmenden Welt der Träume und Geſichte iſt, wie wir meinen, die Heimat des Rätſels, nicht deſſen, was wir heute ſo nennen, aber ſeiner Vorfahren.

Das Rätſel hat einen hohen Anhub: Weisheit vor Königen.

„Da ſprach der Pharao zu Joſeph: Mir hat ein Traum geträumt.“

Wenn wir mit den Hebräern anfangen, ſo tun wir das nicht, weil wir glaubten, hier die Entſtehung dieſer Dichtform zu haben, ſondern weil die hebräiſche Dichtung das einzige altertümliche Schrifttum iſt, das allen zugänglich iſt, an dem man ſich deshalb am ſchnellſten verſtändigen kann.

„Da ſprach der Pharao zu ihm: Mir hat ein Traum geträumet, und iſt niemand, der ihn deuten kann; ich habe aber gehöret von dir ſagen, wenn du einen Traum höreſt, ſo kannſt du ihn deuten . . . In meinem Traume ſtand ich am Ufer bei dem Waſſer, und es ſtiegen aus dem Waſſer ſieben ſchöne fette Kühe und gingen an der Weide

im Graſe . . .", und wie die mageren Kühe herausſteigen: „Ich habe in ganz Ägyptenland nicht ſo häßliche geſehen", und wie die mageren Kühe die fetten freſſen, ganz traumhaft. „Und da ſie die hineingefreſſen hatten, merkte man's nicht an ihnen, daß ſie die gefreſſen hatten." Und vom Weinſchenk, der den Weinſtock mit den drei Reben ſieht, und wie er die Becher Pharaos nimmt und die Beeren hineindrückt. Und das Gegenſtück vom Bäcker, der die drei weißen Körbe trägt, im oberſten das Backwerk und die Vögel aßen davon. Das alles ſind Rätſel, und Joſeph löſt ſie: „Die ſieben ſchönen Kühe ſind ſieben Jahre uſw."

Man ſieht: die Bilderrätſel ſind älter als die mit Worten aufgegebenen. Der Traum gibt ſein Rätſel als Bild auf.

Das iſt auch bei den Propheten die offenbar ältere, eben noch ſtärker an den eigentlichen Traum anknüpfende Rätſelrede, daß ſie eine Traumhandlung vornehmen, das Volk darüber nachdenken laſſen und dann die Löſung geben.

Jeremias kauft einen irdenen Krug, geht hinaus vor das Ziegeltor und zerſchlägt den Krug vor dem Volke. Ein Rätſel. „So ſpricht der Herr Zebaoth: Eben wie man eines Töpfers Gefäß zerbricht, das nicht mag wieder ganz werden, ſo will ich dies Volk und dieſe Stadt auch zerbrechen.“

Ja es iſt uns im Buch Jeremias ein ganzer Rätſelkampf erhalten. Jeremias erſcheint mit einem Joch auf dem Nacken. Ein Rätſel. Die Auflöſung: Euer aller Schickſal iſt, das Joch des Nebukadnezar zu tragen. Ein anderer Prophet, Chananja mit Namen, nimmt ihm das Joch vom Halſe und zerbricht es. Das Gegenrätſel. „So ſpricht der Herr: Ebenſo will ich zerbrechen das Joch Nebukadnezars, des Königs zu Babel, ehe zwei Jahre umkommen, vom Halſe aller Völker.“ Jeremias geht nach Hauſe. Aber er erſcheint anderntags mit einem eiſernen Joch. Drittes Rätſel. „Du haſt das hölzerne Joch zerbrochen, und haſt nun ein eiſern Joch an jenes Statt gemacht.“

Parallel dieſer Traumhandlung, die in die geiſtige Welt gehört und deshalb einer Deutung bedarf — ſie wird dem Propheten ſtets befohlen, d. h. im Traum gezeigt, wenigſtens urſprünglich — geht nun die Traumerzählung, das „Geſicht". Sie wird zur Hauptkunſtform der Hebräer. Sie bezeichnet den Gipfel ihrer Dichtung. Aus ihr entwickelt ſich das prophetiſche Gleichnis, das noch im Neuen Teſtament eine Hauptrolle ſpielt.

Es wird völlig als Rätſel behandelt.

Das Neue Teſtament bringt ſogar Rätſel über das Rätſel: „Das Samenkorn aber auf dem guten Land ſind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld." Die das Samenkorn in ſich aufnehmen: die das Rätſel raten und ſeinen Inhalt in Wirklichkeit umwandeln. „Niemand zündet ein Licht an und bedeckt's mit einem Gefäß oder ſetzt's unter eine Bank, ſondern er ſetzt's auf einen Leuchter, auf daß, wer hineingehet, das Licht ſehe. Denn es iſt nichts ver-

borgen, das nicht offenbar werde, auch nichts Heimliches, das nicht kund werde und an den Tag komme." Kein Rätſel wird erdichtet, damit es Rätſel bleibe, ſondern damit es geraten werde. „So ſehet nun drauf, wie ihr zuhöret. Denn wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, von dem wird genommen auch das er meinet zu haben." Wer dieſe Rätſel raten kann, der bekommt den Inhalt dazu. Wer ſie aber nicht raten kann, der verliert auch das, was er gehört hat, das Rätſel; es iſt für ihn wertlos.

In dieſen Sprüchen iſt die hohe Form charakteriſiert, die das Rätſel in dieſer Entwicklung erreicht hat; ſein Zweck liegt außer ihm, die Form ſoll dienen, den Inhalt zu ſchützen, behaltbar zu machen, bis er irgendwo in „guten Boden" fällt, in das „feine, gute Herz" d. h. das nachdenkliche und wahrheitſuchende, das ſich ſeine Kraft aneignet.

Wenn wir uns fragen, was dieſe Art Rätſel am weiteſten von dem entfernt, was wir unter einem „Rätſel" verſtehen, ſo möchten es zwei Momente ſein, die beide aufs engſte mit dem beſchriebenen Zuſtande der urweltlichen Phantaſie zuſammenhängen.

Das eine iſt, daß die Phantaſie noch nicht frei iſt. Sie erfindet noch nichts, nur um ſich daran zu freuen. Nicht nur, daß ſie noch nicht zum bloßen Spiel geworden iſt, ſie *kann* auch noch nicht ſpielen. Ihr ganzes Schaffen iſt noch in die Arbeit geſpannt; es iſt noch kein Überſchuß da, über die Arbeit hinaus; und darum auch noch keine Sonderung zwiſchen „reiner" Phantaſie und ſolcher, die für einen Zweck arbeitet.

Das Traumrätſel iſt ernſte Schickſalsdeutung, und aus dieſer Schickſalsdeutung entwickelt ſich eine Erforſchung der von

innen her bewegenden Schickſalsmächte, der religiöſen und ſittlichen Kräfte.

Das andere Element, das wir wahrſcheinlich vermiſſen werden, iſt dies, daß wir gewohnt ſind, das Rätſel als Verſtandes-, als Scharfſinnsübung aufzufaſſen. Und allerdings hiervon ſcheint das Rätſel, das wir bis jetzt betrachteten, nichts zu haben.

Die Löſung zerſchlägt nicht eine künſtliche Begriffskonſtruktion, ſondern ſie vollendet eine ſchöne, geheimnisvolle Geſtalt. Wenn das Traumrätſel von der Himmelsleiter vorüber iſt und Jakob wacht auf und löſt es: „Gewißlich iſt der Herr an dieſem Ort und ich wußte es nicht ... Wie heilig iſt dieſe Stätte! Hier iſt nichts anderes, denn Gottes Haus und hier iſt die Pforte des Himmels", ſo mag uns die Vorſtellung fremd ſein, aber ſo weit wir uns überhaupt dichteriſch in Vorſtellungen fremder, alter Zeiten hineinziehen laſſen, ſo weit geſchieht das auch hier, bis zum lebhafteſten Freudegefühl über die Art, wie dies Traumrätſel in

der Löſung einen Lichtkreis wachen Lebens um ſich zieht.

Und auch im prophetiſchen und neuteſtamentlichen Gleichnis wird eher eine kräftige und plaſtiſch ſchauende Phantaſie angerufen, um die Naturbilder vom Wirken der Schickſalsmächte, insbeſondere der im Innern der Menſchen arbeitenden, zu geſtalten oder — in der Löſung — nachzugeſtalten, als eine ſcharfſinnige Verſtandestätigkeit.

Hängt dies vielleicht auch nur mit dem Zuſtand der urzeitlichen Phantaſie zuſammen? War es auch mit den Verſtandeselementen der Urzeit ſo, daß ſie nur noch nicht frei genug waren, um das Rätſel färben zu können?

An der Stelle, wo ſie zum erſtenmal ſtärker hervortreten, bedeuten ſie innerhalb dieſer Entwicklung nicht einen Fortſchritt.

Als das begeiſterte Schauen der Propheten in die belehrende Abſicht der Schulmeiſter, der Schriftgelehrten übergeht, drängt ſich die verſtändige, rein

begrifflich fortſchreitende, künſtliche Konſtruktion vor, und es entſtehen jene erklügelten Viſionen, die bereits bei Ezechiel (alſo etwas nach 600 v. Chr.) ſich unter Viſionen echten alten Schlages miſchen und ſpäter immer böſer werden.

Sie erfordern allerdings zu ihrer Löſung mehr Scharfſinn als irgendeine andere geiſtige Kraft.

Aber die Elemente, die das verurſachen, machen das Rätſel nicht etwa frei von der Tendenz, ſondern binden es ſtraffer an die Tendenz an. In den Traumbildern und ebenſo in den älteren prophetiſchen Geſichten — wie nachmals in den neuteſtamentlichen Gleichniſſen — verläuft die Ausgeſtaltung des Rätſelbildes ganz frei; es wird nur Bild mit Bild verglichen. Der verſtändige Geiſt aber, der ſich zwiſchenein dieſer Kunſtform bemächtigte, ließ jeden Zug des Bildes einem Zug der Sache, einem Teilbegriff der Lehre entſprechen. Das Bild war bis ins einzelne an die Sache oder Lehre gebunden.

Bei Ezechiel kann man beides nebeneinander ſtudieren. Er hat auch das echte Traumrätſel großen, ja größeſten Stils — das mächtige Rätſel vom Totenfeld, über das der Wind fährt: „Wind! Wind! komme herzu aus den vier Winden und blaſe dieſe Getöteten an, daß ſie wieder lebendig werden", und die Löſung von der Wiedererweckung des Volkes und daneben ſolche künſtlichen Bilder, wie das über das Schickſal des Königs Zedekia: „Du Menſchenkind, lege dem Hauſe Iſrael ein Rätſel vor und ein Gleichnis, und ſprich: So ſpricht der Herr, Herr: Ein großer Adler . . . kam auf den Libanon und nahm den Wipfel von der Zeder und brach das oberſte Reis ab und führte es in das Krämerland und ſetzte es in die Kaufmannsſtadt . . ." Nachher die Auflöſung: „Lieber, ſprich zu dem ungehorſamen Hauſe: Wiſſet ihr nicht, was das iſt? Und ſprich: Siehe, es kam der König zu Babel gen Jeruſalem und nahm ihren König und ihre Fürſten und führete ſie weg zu ſich gen Babel . . ."

Hier iſt das, was geraten werden ſoll, nicht in einem Naturbild geſtaltet, ſondern es iſt erſt in Worten beſchrieben gedacht, und die Begriffe dieſer Beſchreibung ſind einzeln in Naturgegenſtände ſymboliſiert: Der König von Babel iſt ein Adler, der König von Jeruſalem ein Zedernwipfel. Der König von Babel nimmt den von Jeruſalem gefangen: der Adler bricht den Zedernwipfel ab. Das weitere wird immer gekünſtelter und unerquicklicher.

Wir nennen dieſe Art Bilderrätſel Allegorie; ſie ſcheint hier zum erſtenmal vorzukommen.

Wenn wir näher zuſehen, iſt ſie doch wohl älter. Um zuſammenhängende Bilder zu träumen, dazu gehört ſchon immer eine etwas entwickeltere Phantaſie. Die meiſten Menſchen träumen, ſcheint es, mehr in punktartigen Erſcheinungen als in ausgeführten Bildern und Geſchichten.

Gottfried Keller, von dem wir wertvolle Traumaufzeichnungen beſitzen, hat irgendwo in ſeinem Tagebuch die Notiz: „Dem Schulz werde ich beim Frühſtück keine Träume mehr erzählen, weil er den Verdacht ausſprach, daß ich dieſelben vorweg erſinne und erfinde. Er kennt nur die einfachſten Träume als: heut träumte ich von einem Sarg, oder ſah Rauten, oder: ich fing Fiſche, oder ich ſah einen die Nägel abſchneiden uſf. Weil er keine

Phantaſie hat, welche auch im Schlafe ſchafft und wirtſchaftet, ſo hält er einen wohl organiſierten Traum, der einen ordentlichen Verlauf und ſchön künſtleriſche Anſchauungen hat, für unmöglich."

Da haben wir dieſes punktartige Träumen in einem Beiſpiel aus allerneueſter Zeit. Es liegt auf der Hand, wie ſehr es eine Löſung nach Art des allegoriſchen Verſtändniſſes begünſtigte: Perlen, „bedeuten" Tränen, Feuer „bedeutet" Freude, Rauch: Trauer, Zahnausfall: Todesfall.

Es hat wohl immer dieſe allegorienartige Traumdeutung neben der phantaſievolleren beſtanden, welche Bild mit Bild verglich. Schon das alte Traumrätſel des Pharao hat etwas davon; Ähren, die ſich gegenſeitig verſchlingen! Immerhin iſt es noch keine eigentliche Einzeldeutung.

Es iſt alſo nicht eigentlich ſo, daß das Gleichnis in der Allegorie erkrankt, als vielmehr ſo, daß die ſchon vorher vorhandene allegorienartige Traumdeutung von einer kräftigeren Phantaſiedichtung

und -deutung überflügelt worden war, und daß der neu aufgekommene lehrhafte Sinn ſich ihr wieder zuwandte. Er entdeckte, daß er ſich mit ſtarker Phantaſie weniger gut vertrug als mit ſchwacher und er fand mehr Vergnügen an einer Dichtung, welche Zug um Zug Mitteilung oder Lehre enthielt, als an dem, was er für unnütze Wucherungen einer geil gewordenen Phantaſie halten mußte.

Man wird es ſich immer wiederholen ſehen, daß auf eine ſchöpferiſche Zeit eine lehrhafte folgt: Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun! Aber es mag wohl im Geſamthaushalt der Menſchenentwicklung nötig ſein, daß auf die ſchöpferiſche Dichtung oder Prophetie das lehrhafte Kleinkauen folge.

Wie dem ſei, in der Entwicklung, von welcher wir ſprechen, iſt die Allegorie immer häufiger geworden. Die neuteſtamentliche Gleichniswelt iſt wie eine Oaſe, hinter der unmittelbar der atemverſetzende Sand wieder zuſammenſchließt.

Schon die Verfaſſer der Evangelien

laſſen nicht ſelten Jeſus ſeine Gleichnisrätſel in bereits recht künſtliche Allegorierätſel verwandeln.

Dann wird aus dem ſchönen Gleichnis von der Verſchiedenheit der Ernte je nach der Verſchiedenheit des Ackers eine ausgeführte Allegorie auf vier beſtimmte Gemütsarten des Menſchen und ihr Verhalten zur Lehre. Und dieſe Behandlung wurde für die Bibelauslegung auf der Kanzel vorbildlich. Sie ſchreckte vor keiner Geſchmackloſigkeit zurück. Der ungerechte Haushalter wurde zum Typus des Frommen, und das Bild von den unbedachten Brautjungfern verwandelte ſich in ein langes Rebus des geſamten Heilsweges, wobei die Geiſtlichen Ölhändler ſein mußten.

Seit das geſchriebene Wort für die Frömmigkeit das wurde, was für die Alten der Traum war, ſah der Fromme mehr und mehr in der Bibel ein Rätſelbuch, deſſen einzelne Stücke er allegoriſch deutete.

Schon Paulus begann damit und gab

auch ſogleich die Begründung. Das altteſtamentliche Geſetz hatte in einem Zuſammenhang, in dem es ſich um Menſchlichkeit handelt, das berühmte Tierſchutzbinden.“ Das will heißen: Dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden“. Das will heißen: Dem Ochſen, der das Getreide auszutreten hat, ſoll kein Maulkorb angelegt werden: er ſoll von dem Getreide, in dem er arbeitet, freſſen dürfen; er ſoll keine Tantalusqual erdulden brauchen. „Sorget Gott für die Ochſen?“ fragt Paulus. Man könnte antworten: Wenn etwa nicht, ſo doch vielleicht für die Menſchen, daß ſie alle Roheit ablegen: „Der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehs.“ Aber Paulus hat, wie ſeine ganze Zeit, keinen Sinn mehr für ein realiſtiſches Volksgeſetz. Dazu iſt ihm das Alte Teſtament ſpekulative Gottesweisheit. Es muß alſo etwas anderes Höheres dahinter verborgen ſein.

Die Zeit, als deren Kind Paulus hier ſpricht, iſt die der „helleniſtiſchen“ Bildung,

einer ſehr ſtark jüdiſch beeinflußten Fortſetzung der griechiſchen Philoſophie. Schon faſt zweihundert Jahre vor Paulus hatte in Alexandrien, dem Sitz dieſer Philoſophie, der Jude Ariſtobul dieſe Auslegung betrieben, um zu beweiſen, daß die Griechen ihre Weisheit aus dem Alten Teſtamente hätten.

Dennoch haben wir es hier nicht mit einer ſpezifiſch jüdiſchen Entwicklung zu tun. Schon lange Jahrhunderte vor Ariſtobul im fünften Jahrhundert v. Chr. ſollen Anaxagoras und ſeine Schüler auf dieſe Weiſe den Homer ausgelegt haben. Und ihnen folgten die Stoiker und die Neuplatoniker ſo gut als die Alexandriner. Schließlich ſpann die Gnoſis, welche aus der orientaliſch-griechiſchen Miſchung nach Zuſchlag des Chriſtentums hervorging, ihre Allegorien über Himmel und Erde und alle Welten.

Das Mittelalter übernahm mit den alten Texten auch dieſe Methode ſie auszulegen und ſozuſagen beweglich zu machen. Die allegoriſche Deutung hatte

ſich als ein willkommenes Mittel erwieſen, in beſtehende Formen neuen Geiſt zu gießen. Was in den Kunſtdichtungen des Mittelalters Rätſelform annimmt und Rätſel heißt, iſt zumeiſt Allegorie. Wir haben unter den ſehr verſchiedenartigen Beſtandteilen des „Wartburgkrieges" ein langes Stück, das einen Rätſelkampf zwiſchen Wolfram von Eſchenbach und Klingſor darſtellt. Es iſt aus einem kleinen Gedicht von zwei Rätſeln zu ſeinem jetzigen Umfang erſt durch allerlei Einfügungen angeſchwellt — ein Beweis dafür, wie man dieſe Art Rätſel liebte —, ſowohl die urſprünglichen als die ſpäter eingefügten Rätſel dieſes Liedes ſind nichts anderes als weitſchweifige Allegorien. Sie haben nichts Natürliches, und Klingſor im Sängerkrieg hat recht, wenn er die Erfindung eines Rätſels dieſer Art mit dem Flechten eines Stranges vergleicht. Er hätte nur noch hinzufügen ſollen, daß mit dieſem „Strange" die Phantaſie erwürgt wird.

Auch neuerdings noch hat man Ge-

ſchmack an ſolchen Allegorierätſeln gefunden. Goethe hat eines am Schluß ſeiner „Unterhaltungen deutſcher Auswanderer" unter dem Vorwand, ein „Märchen" zu erzählen, vorgetragen, und Novalis hat es in dem Märchen Klingſors am Schluß des „Ofterdingen" nachgeahmt.

Man hat keine Ausſicht, gegen die Autorität ſolcher Namen ein Geſchmacksurteil durchzuſetzen; aber es ſoll doch wenigſtens ausgeſprochen werden, daß uns dieſe beiden „Märchen", wie die künſtlichen Wiedererweckungen alter Kunſtformen überhaupt, die ſchrecklichen naturwiſſenſchaftlichen Märchen und was alles dazu gehört, ſchlechtweg Verirrungen ſind. Goethe war in dieſen wie in vielen anderen Dingen mehr ein experimentierender als ein unbekümmert geſtaltender Geiſt, und man ſoll ſich an dieſen Experimenten und ihrem Ausfall genügen laſſen und nicht meinen, was einem Geiſt wie Goethe mißlungen iſt, beſſer machen zu können.

Unter den prophetiſchen Gleichniſſen des Alten Teſtamentes gibt es ein vielumſtrittenes im Buche Joel. Es verkündet einen Heuſchreckenſturm unter dem Bilde eines gewappneten Heeres. Es ſteht im Dienſte der prophetiſchen Mahnrede, und die Löſung ſteht als Überſchrift vorn drüber; ſonſt würde es einfach ein Rätſel ſein:

„Vor ihnen ein Luſtgarten,
Hinter ihnen eine Wüſte!
Geſtaltet ſind ſie wie Roſſe,
Sie rennen daher wie Reiter.
Wie Wagen raſſeln oben auf den
Bergen,
Wie eine Flamme kniſtert im Stroh."

„Was iſt das?" ergänzt man unwillkürlich.

Man bemerkt leicht den Unterſchied zwiſchen dieſem Rätſel und den bisherigen.

Wir ſind mit ihm zum Traumrätſel zurückgekehrt, und man mag nun ſelbſt urteilen, ob man hier im Bereich des Phantaſierätſels nicht weit freier von der Tendenz wird als im Bereich jener ſcharfſinnigeren Allegorien.

Die Ausgeſtaltung des Rätſelbildes iſt hier vom eigentlichen Zweck der Verkündigung, in deren Dienſt es ſteht, vollſtändig frei geworden.

Es iſt mehr als bisher zu einem rein künſtleriſchen Mittel geworden. Man könnte ſich faſt denken, daß auf dem Wege ſolcher freien Ausgeſtaltung von prophetiſchen Bildern wirkliche Rätſel ſich heraus- und freilöſen konnten.

In der Tat gibt es das Heuſchreckenrätſel in einer ganz knappen Form, die von der prophetiſchen Verkündigung im engeren Sinne losgelöſt iſt. In einem ſtark rätſelartigen Stück des Buchs der Sprüche heißt es:

„Vier ſind klein auf Erden,
Und klüger denn die Weiſen:

Die Ameiſen, ein ſchwaches Volk,
Dennoch ſchaffen ſie im Sommer ihre Speiſe;

Kaninchen, ein ſchwaches Volk,
Dennoch legt es ſein Haus in den Felſen;

Heuſchrecken haben keinen König,
Dennoch ziehen ſie aus, ganz mit Haufen;

Die Eidechſe kann man mit der Hand packen,
Dennoch geht ſie ein in der Könige Schlöſſer."

Kein Geringerer als Herder war es, der in ſeinem auch für uns Heutige noch vielfach anregenden Buche „Vom Geiſt der Ebräiſchen Poeſie" die Entdeckung machte, daß in einigen Sprüchen dieſes Teils der Spruchſammlung die Anſchauungsweiſe des Rätſels vorliege.

Man macht ſich das vielleicht am kürzeſten klar, indem man die Rätſelform herſtellt. Etwa:

„Viere ſind die Kleinſten auf Erden,
Dennoch klüger denn die Weiſeſten:

Ein ſchwaches Volk erſtens,
Schafft aber im Sommer ſeine ganze
Jahresſpeiſe!

Ein ſchwaches Volk zweitens,
Legt aber ſein Haus in den Felſen.

Ein Volk drittens, über das kein
König regiert,
Zieht aber aus richtig in Haufen.

Ein Volk viertens, das man mit der
Hand packen kann,
Geht aber ein und aus im Königs-
palaſt!
Was iſt das?“

„Man ſiehet“, ſagt nun Herder über die Beſonderheit der Rätſel der Ebräer, „das Spiel der Zuſammenreihung verſchiedener Sachen, die unter einem Hauptbegriff einander ähnlich werden. Je verſchiedener — ſchien's den Morgenländern, — deſto ſcharfſinniger, deſto beſſer; in-

ſonderheit parten ſie gern Analogien aus dem Reich der Natur und den Sitten.“

Und: „Gnug der Rätſel. Man ſiehet, wohin ihr Blick gehet? Ähnlichkeiten der Dinge aufzufaſſen, und ſie unter einem moraliſchen oder künſtlichen (Herder meint: künſtleriſchen) Geſichtspunkt zu vereinen. Alle Völker auf den erſten Stufen der Bildung ſind Liebhaber von Rätſeln; die Kinder ſind es auch und aus eben demſelben Grunde. Ihr Witz und Scharfſinn, ihre Bemerkungs- und Dichtungsgabe äußert ſich damit über einzelne Gegenſtände auf die leichteſte Weiſe. Ich wünſchte, daß wir von mehreren ſinnlichen Völkern, ſtatt Beſchreibungen über den Geiſt derſelben, Proben ihres kindlichen Witzes, ihres ſich übenden Scharfſinnes in Sprichwörtern, Scherzen und Rätſeln hätten; wir hätten damit die eigenſten Gänge ihres Geiſtes; denn jeder alte Völkerſtamm, den ich kenne, hat in Auffindung ſolcher Ähnlichkeiten bei ſeinen Lieblingsgegenſtänden und Lieblingsideen ganz ſeine eigene Weiſe.“

Herder ſcheidet das, was zur „Natur", zum Weſen des Rätſels gehört, von der „eigenen Weiſe", welche die einzelnen Völker dabei haben. Den „Morgenländern" ſchreibt er zu: Neigung zur Reihenbildung und zur Steigerung des Ungleichartigen ins möglichſt Gegenſätzliche. Als allgemein aber nimmt er die Ähnlichkeit des Verſchiedenartigen „unter einem Hauptbegriff".

Dieſe Beſtimmung nun legt nahe, das entſcheidende Element in den Scharfſinn zu ſetzen, und ſo iſt es bisher wohl immer geſchehen. Auch bei Herder weiſen nur wenige Wendungen darüber hinaus, ſo wenn er von künſtleriſchen Geſichtspunkten der Zuſammenordnung ſpricht oder davon, daß ſich der Witz und Scharfſinn, aber doch auch die „Bemerkungs- und Dichtungsgabe" eines Volkes in ſeinen Rätſeln äußere, und wenn er in dieſem Zuſammenhang Gewicht auf das noch ſinnliche Stadium der Völker legt, von denen er Rätſel kennen zu lernen wünſcht.

In der Tat verleiten gerade dieſe mor-

genländiſchen Rätſel dazu, das Moment des Scharfſinns und der Verſtandesübung hervorzuheben. Ameiſen, Kaninchen (eigentlich Klippdachſe), Heuſchrecken und Eidechſen als Völker zu betrachten iſt zwar durchaus eine Sache dichteriſcher Anſchauung. Ihr ſcharenweiſes Auftreten legte den Vergleich nahe. Aber die Zuſammenſtellung unter einem „Hauptbegriff" ſieht einer begrifflichen Manipulation ein wenig ähnlich und die gegenſätzliche Beſtimmung als der ſchwächſten durch Klugheit ſtärkſten natürlich auch. Doch iſt alles noch Anſchauung und anſchaulich geformte Erfahrung.

Aber vergeſſen wir nicht: wir ſind noch nicht beim eigentlichen Rätſel angelangt, wir ſind noch in ſeiner Vorgeſchichte. Denn auch dieſen letzten rätſelartigen Formen fehlt noch die Hauptſache, die Loslöſung von der Tendenz, dies, daß das Rätſel in ſich ſelbſt ruht. Das Rätſel des Spruchbuchs, von dem wir zuletzt ſprachen, will ſich offenbar nicht nur der Anſchauung freuen, daß die vier Tierarten ſo klein und doch ſo mächtig ſind, ſondern die Lehre geben, die eine Grundidee iſt im Volk des „Sklavenaufſtandes in der Moral", daß das Geringgeachtete große Bedeutung haben kann.

Es iſt deutlich, wie ſtark das Intereſſe ſchon auf der ſonderbaren Anſchauung als ſolcher ruht; aber dieſes Intereſſe iſt noch nicht ſich ſelbſt genug. Es dient noch einem anderen, das es als ein höheres

anerkennt. Es iſt noch nicht frei, ſelbſtändig geworden.

Es ſieht faſt aus, als hätten wir die Elemente zuſammen, aber als fehle noch etwas, das ſie aus dem Tendenzzuſammenhang herausſchlagen könne.

Möglicherweiſe werden wir dieſes letzten Moments noch innerhalb der hebräiſchen Literatur habhaft.

Haben wir auch in dieſem alten Schrifttum noch keine ſelbſtändigen Rätſel, ſo haben wir doch Rätſelmärchen. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt ein ſehr weſentlicher; wir werden es noch merken.

Man erinnert ſich: Simſon hatte den Löwen, der ihn anfiel, zerriſſen. Als er nach einiger Zeit des Weges vorbeikam, fand er einen Bienenſchwarm im Leichnam des Löwen. Er nahm von dem Honig und aß im Gehen. Dies fiel ihm auf, daß dieſer fürchterliche Löwe ihm hatte eine ſo ſanfte Speiſe geben müſſen, und er formte ein unlösbares Rätſel daraus, um es als Preisrätſel bei ſeiner Hochzeit aufzugeben:

„Vom Freſſer kam Fraß,
Vom Wilden kam Mildes!“

Das Weitere und Nähere leſe man im Heldenbuch der Hebräer, „Buch der Richter“ genannt, ſelber nach. Dieſe Märchen vom ſtarken Hans ſind es ſehr wert, unbefangen und mit einem an Herder geübten Sinn für Volkspoeſie geleſen zu werden.

Der Löſung, welche Simſons philiſtäiſches Weib ihm abſchmeichelt, wird man ſich auch noch erinnern:

„Was iſt wilder als der Löwe?
Was iſt milder als Honig?“
„Wenn ihr nicht hättet mit meinem Kalbe gepflügt,
Ihr hättet mein Rätſel nicht getroffen!“

Der große Fortſchritt gegen die bisher betrachteten Rätſel iſt leicht zu bemerken: Hier zum erſten Male kommt es auf die Löſung als ſolche an. Nicht auf eine in der Löſung ſteckende Lehre oder Nachricht, ſondern darauf, daß die Aufgabe gelöſt

ſei, daß Aufgabe und Löſung zuſammenſtimmen.

Wodurch iſt dieſer Fortſchritt bedingt?

Das Simſonrätſel gehört zum Typus der ſogenannten Halslöſungsrätſel, der Rätſel auf Leben und Tod. Es iſt das in der Simſongeſchichte etwas verdunkelt, — es handelt ſich um weniger als Tod oder Leben; es handelt ſich nur um Feſtgewänder, die der Verlierende bezahlen muß; die eigentliche ernſtere Bedeutung blinkt darin durch, daß dreißig Mann durch das Rätſel ſterben müſſen. Simſon erſchlägt ſie, um mit ihren Kleidern ſeine Rätſelſchulden zu decken. Jedenfalls iſt der ganze Typus der der Rätſel auf Leben und Tod.

Woher ſtammen dieſe Rätſel? Es gibt ſie in allen alten Völkern.

Wir kehren zum Traum zurück, aus deſſen verwunderlichen Erſcheinungen wir das Rätſel hervorgegangen glauben.

Die eindrucksvollſte Form des Traumes, die, welche am ſtärkſten dazu anregen mußte, über den Traum und ſeine Bedeutung nachzudenken, war ſicherlich die des Albtraums. Und der eindrucksvollſte Inhalt der Träume, der, welcher am kräftigſten dazu anregte, den Traum nicht einfach für Wirklichkeit zu nehmen, war gewiß der, daß Tote erſchienen. Die Natur des Traumes als eines vom übrigen Geſchehen verſchiedenen Erlebniſſes iſt wahrſcheinlich an dieſen Totenerſcheinungen zuerſt zum Bewußtſein gekommen; denn das Wort „Traum" ſcheint geradezu das zu bedeuten: Heimſuchung durch Tote, Totengeſpenſter, „Drauge".

Wie wenn nun gar beides ſich verbindet, wenn das Totengeſpenſt als Alb

den Träumer heimſucht? Nach allem, was man vom Albtraum hört, iſt das noch heute eine ſeiner häufigſten und freilich zugleich ſchrecklichſten, aufregendſten Formen.

Man verſteht, wie eine ſolche Schreckenserſcheinung dem, der ſie hatte, geradezu wie eine Schickſalsfrage vorkommen mußte. Was kann ſie bedeuten? War der Mann denn nicht lange tot? Woher kommt er? Aus der anderen Welt, der Schickſalswelt? Da kann er manches wiſſen, das für uns noch Lebende nützlich zu wiſſen wäre! Vielleicht hat er es ſagen wollen! Wenn man es nur verſtünde!

In der Tat waren die älteſten Orakel Befragungen der Totengeiſter. Die Hexe von Endor beſchwört den toten Samuel herauf, damit er Sauls Schickſal ſage, und die Schilderung läßt noch erkennen, daß ſie ihn urſprünglich im Traume ſieht. Sie nur ſieht, und Saul fragt nach ihrem Geſicht. Die Dämpfe von Delphi werden auch den Zweck gehabt haben, einen Betäubungstraum herbei-

zuführen. Und der Gott, der im Traume erſchien, wird auch zuerſt ein Totengeiſt geweſen ſein. Die Götter ſind aus Totengeiſtern erwachſen.

Im Wegtamslied der Edda muß Odin ins Totenreich reiten, um dort die Wala nach der Bedeutung der böſen Träume Baldrs zu fragen. Die Toten werden freilich am erſten Auskunft darüber geben können, was ſie in ihren Erſcheinungen den Träumern ſagen wollten. Und ſo hebt die Wala ihre Antwort mit den Worten an:

„Schnee beſchneite mich, Regen beſchlug mich,
Tau beträufte mich, tot war ich lange.“

Die beſondere Qual des Albtraums beſteht darin, daß der Träumer das Bewußtſein hat, daß er gebannt iſt, daß er eigentlich weglaufen könnte, wenn nur ein Kleines wäre, was denn nur? Vielleicht nur ein Wort! Wenn man es wüßte! Die furchtbare Spannung ſpiegelt ſich in dem Bilde einer Frage, auf die

man keine Antwort weiß, obwohl es ſich um Leben und Tod handelt, wie natürlich iſt, wo ein Totengeſpenſt fragt!

In unſerer Zeit hat ſich dieſe Traumſpannung — es braucht ja nicht immer ein richtiger Albtraum zu ſein! — das beſondere Geſchlecht der „Schulträume" geſchaffen. Aber welche Erfahrungen konnten in jener ſchulloſen Zeit zu ſolchen Angſtträumen führen, bei denen es ſich um eine richtige Antwort handelte?

Man muß daran denken, daß, was uns ſo alltäglich iſt: Fragen, Sichbeſinnen, Antwortgeben, für urzeitliche Zuſtände nicht ebenſo alltäglich oder einfach iſt. Wir in unſerer jahrtauſendelangen Übung können uns ſchwer mehr vorſtellen, daß alle ſolche Fähigkeiten, die heute ſelbſt unſeren Kindern leicht zu erwerben ſcheinen, einſt mit vieler Mühe ausgebildet werden mußten. Können wir uns nicht vorſtellen, daß es ohne dieſe Übung durchaus nicht ſo einfach iſt, aus der Menge der Vorſtellungen eine beſtimmte paſſende auszuſuchen, und wieder

für dieſe die paſſenden Laute? Und gibt nicht das gefährliche urzeitliche Leben Lagen genug her, in denen an einer Antwort Leben und Tod hängt?

Auch heute noch macht jeder Menſch als Kind eine Zeit durch, in welcher es ihm durchaus nicht ſo leicht erſcheint, ſelbſt auf einfache Fragen richtig zu antworten. Und manches aus dem Munde von Kindern und Ungebildeten, was wir für Lüge halten, mag gar wohl nur Ungelenkheit in der Wahl der paſſenden Vorſtellungen ſein.

Im ganzen möchte es ſein, daß die Unruhe und Spannung, die auch der hochgebildete Forſcher kennt, wenn es ihm iſt, als trenne nur ein Wort, nur eine kleine Erkenntnis ihn noch von der Löſung eines Problems, daß dieſe Spannung weſensverwandt mit der Spannung eines urzeitlichen Menſchen iſt, welcher eine ganz einfache Antwortvorſtellung finden ſoll.

Wie dem ſei, die Totengeſpenſter, die im Albtraum kommen, lieben es ſehr, den Menſchen, die ſie überraſchen, ſchwere

Fragen vorzulegen und von der Antwort die Lebensrettung abhängig zu machen. Ludwig Laiſtner hat ſeine zwei Bände „Rätſel der Sphinx“ mit Sagen von fragenden Alben angefüllt.

Hier in der Fragepein des Albtraums iſt ein Motiv gegeben, das darauf drängen mußte, Frage und Antwort ſozuſagen mit ſich allein zu laſſen. Die Bedeutung des Rätſels liegt durchaus zwiſchen Frage und Antwort einbeſchloſſen: wenn die Frage richtig beantwortet iſt, ſo kann man nach Hauſe gehen und braucht nicht darüber nachzudenken, was nun der Inhalt der Antwort weiter bedeute oder verlange.

Trotzdem haben wir auch hiermit noch nicht alles zuſammen, was zum echten Rätſel gehört: Die meiſten Halslöſungsrätſel, die wir kennen, ſind keine echten eigentlichen Rätſel. Eben das Moment, das ſie ſelbſtändig machen zu wollen ſchien, bewirkte von der anderen Seite her, daß man dieſe Rätſel als ſchlechthin unlösbar formulierte. Das erreichte man gewöhnlich, indem man ſie ſich auf ein

perſönliches Erlebnis des Aufgebenden beziehen ließ. Dadurch wurde das Rätſel, von der einen Seite frei geworden, an der andern wieder feſtgebunden: nämlich an die Geſchichte, in der dieſe perſönlichen Erlebniſſe berichtet worden waren. So iſt es im Simſonrätſel, ſo iſt es in den meiſten deutſchen Halslöſungsrätſeln; und ähnlich wenigſtens iſt es auch im Odinsrätſel des Wafthrudnirsliedes. Der als Wanderer verkleidete Odin fragt nach dem Worte, das er ſelbſt dem toten Baldr ins Ohr ſagte, als er ihn auf den Scheiterhaufen legte.

Dieſe Halslöſungsrätſel ſind denn auch zumeiſt nicht wertvoll; manchmal ſind ſie es durch den Zuſammenhang der Geſchichte, wie in der Simſonſage oder in dem Grimmſchen Märchen vom vergifteten Raben, von dem zwölf Räuber aßen und daran ſtarben: „Einer ſchlug keinen und ſchlug doch zwölfe“; oder im Märchen vom Rumpelſtilzchen, das ſich zerreißt, als die Königin ſeinen Namen errät.

Wir haben faſt alles beiſammen, was zum echten Rätſel gehört: Daß unter einem Vorgang, der erzählt wird, etwas anderes verſtanden wird, und daß darnach gefragt wird; daß, damit dieſes andere erkannt werden könne, irgendeine Ähnlichkeit bei aller Verſchiedenheit vorhanden ſein müſſe. Selbſt dies, daß das Intereſſe mit voller Wucht auf Rätſel und Löſung geſpannt ſei, darauf, wie die Löſung zur Aufgabe ſtimme, iſt beinah erreicht. „Beinah"! nicht ganz. Wir ſtehen dicht an der Tür; aber ſie tut ſich innerhalb des hebräiſchen Schrifttums nicht auf. Die Seifenblaſe hängt loſe an der Pfeife, aber es fehlt noch irgend etwas, irgendeine ſanfte letzte Bewegung, welche ſie loslöſt, um ſie in der Luft fliegen zu laſſen, — rund und in ſich geſchloſſen, für einige Zeit wider-

ſtandskräftig, ein ſpielendes buntes Spiegelbild der Dinge.

Dieſe Entwicklung iſt innerhalb des bibliſchen Schrifttums nicht mehr eingetreten, wenigſtens nicht zur Aufzeichnung gekommen. Wie es nun im Volke geweſen ſein mag, in ſeiner Kunſtliteratur, der Bibel, iſt alles Anſchauen und Nachdenken durch ſittliche und religiöſe Zwecke gebunden. Und im ganzen und großen wird ja eine Kunſtliteratur in irgendeiner Weiſe ein Spiegel der Volksintereſſen immerhin ſein. Wir haben nur geringe Spuren freier Kunſt im alten Iſrael. Eine ſtarke geiſtige Atmoſphäre dafür, daß man ſich am Anſchauen ſelbſt freuen könnte, ohne alle anderen höher oder nötiger ſcheinenden Zwecke, iſt erſt im alten Griechenland vorhanden.

In der Tat ſcheint es, daß wir hier das erſte echte und gute Rätſel antreffen, richtig, wie wir vermuteten, in der Form der Halslöſungsrätſel und deutlich genug aus dem Albtraum ſtammend, jenes Rätſel

der Sphinx, deren Name geradezu Würgerin, ja Alb bedeutet:

„Am Morgen auf vieren,
Am Mittag auf zweien,
Am Abend auf dreien.
Was iſt das?"

Der Menſch, ſein Leben mit dem Lauf eines Tages verglichen.

Was iſt hier nun — um die Herderſche Beſtimmung auf das erſte abendländiſche Rätſel anzuwenden, das uns begegnet — das Gleichartige und was das Ungleichartige? Man ſieht, die Herderſche Beſtimmung von der Ähnlichkeit im Verſchiedenartigen bekommt hier etwas Gekünſteltes, und wenn man einfach ſprechen will, muß man ſagen: das Ödipusrätſel gibt eine dichteriſche Anſchauung, zu welcher der Gegenſtand erfragt wird. Denn dies iſt für das Ödipusrätſel das Charakteriſtiſche. Des Menſchen Leben wie ein Tag: Seine Unbeholfenheit am Morgen, und kaum iſt er am Mittag zu ſeiner Kraft gekommen, ſo wird er

hinfällig und braucht die Krücke am Abend!

Indeſſen wir freuen uns zu früh, wenn wir meinen, ſo direkt aus der Albtraumfrage oder aus dem ihr entſtammenden Halslöſungsrätſel das echte Rätſel hervorgehen zu ſehen. Die Sphinxſage und das Sphinxrätſel gehören nicht zuſammen. Sie ſind durch eine lange Entwicklung voneinander getrennt. Die Sphinxſage gehört zum älteſten Zauberglauben, das Sphinxrätſel mit ſeiner faſt eleganten Form iſt ſehr jung. Es kommt in den älteſten Niederſchriften der Sage gar nicht vor.

Wie weit die Halslöſungsrätſel noch vom echten Rätſel entfernt ſtehen, ſahen wir bereits. Ihre Quelle, die Albtraumfrage vollends war in den älteren Formen, die wir von ihr kennen, nie ein ausgeführtes Rätſel. Es war, wie noch im Rumpelſtilzchenmärchen, die Frage nach dem Namen des Geſpenſts. Wer ſeinen Namen erriete, hatte es in ſeiner Gewalt. In den ſpäteren Formen aber

handelte es ſich um Weisheitsfragen, etwa um die Behandlung, die ſogenannte Qual des Flachſes. Und erſt aus der Weisheitsfrage iſt das echte Rätſel entſtanden. Das Moment, welches es aus ihr herauslöſte, haben wir noch nicht verhandelt.

Wir ſahen ſchon, daß die Traumdeutung die älteſte Weisheit war, und auch, daß zu ſolcher Traumdeutung mehr eine lebhafte und behende Phantaſie als ein ſcharfer Verſtand vonnöten war. Wer aus den verworrenen Traumſtücken, die man ihm vorlegen mochte, etwas Annehmbares zu formen verſtand, wird am erſten den Eindruck gemacht haben, daß er die Welt, die ſich im Traume zeigt, und ihr Verhältnis zu unſerer Welt verſteht.

Man kritiſierte ihn wohl, wenn man die Deutung nicht annehmbar fand: „Übel und gar nicht freundſchaftlich haſt du dieſen Traum gedeutet. Ich halte dafür, daß du dich ganz und gar nicht auf das Traumdeuten verſtehſt", heißt es im Anfang der Saga vom Skalden Gunnlaug Schlangenzunge.

Man mußte Umſtände und Verhält-

niſſe des Fragenden zu beurteilen und in das Deutungsbild hineinzudichten wiſſen. Aber man empfand es nicht als Dichtung, ſondern als Wahrheitserkennen, und der Träumer in der Gunnlaugs-Saga, der ſich über Mangel an Freundſchaftlichkeit in der Traumauslegung beklagt, wird durch den Lauf der Geſchichte ins Unrecht verſetzt. Eine Spur von Verdacht bleibt zwar: Vielleicht hat erſt die ungünſtige Deutung das Schickſal ſo gelenkt, wie es nachher ſeinen Lauf nahm? Die Überzeugung in der Zeit des Zauberglaubens ſchwankt zwiſchen dem beiden. In der Vigaglums-Saga heißt es ausdrücklich von der Traumdeuterin Oddbjörg, daß man Gewicht darauf legte, ſie wohl zu empfangen, weil ſie ein wenig nach Wunſch ſprach, je nach der Aufnahme, die man ihr gewährte. Es iſt das ein Schwanken zwiſchen der eigentlichen Erkenntnis und der darauffolgenden Abwehr. Man verſucht die Abwehr ſchon in die Erkenntnis hineinzunehmen. Es iſt etwas wie ein Selbſtbewußtſein des

ſchöpferiſchen Elements in dieſer urzeitlichen Erkenntnis. Aber in der Hauptſache ſteht feſt: dieſe Phantaſietätigkeit wird als ein wirkliches Erkennen deſſen empfunden, was in der anderen Welt geſchehen iſt. Sie iſt die Welt aller wahren Kraft und damit der Zukunft, und deswegen wird, was da geſchehen iſt, in irdiſcher Form hier auf Erden ſich wiederholen.

Je nach der Richtung nun, in der ſich die geiſtige Kraft eines Volkes entwickelte, deutete es ſeine Träume, baute es ſeine zweite Welt.

Dieſe Welt, die ihre Wirklichkeit zuerſt im Albtraum, dann im Angſttraum eindringlich machte, dichtete ſich fort im gewöhnlichen Traum, in der Viſion, in der wachen Phantaſie; nicht nacheinander als in Stadien, ſondern abwechſelnd. Der zweite Traum knüpft nicht an den erſten, ſondern an das, was die wache Phantaſie aus ihm gemacht hat uſw. Und indem nun die Traumwirklichkeit Beziehung haben ſoll auf die wache Wirklichkeit, ja

im tiefſten dieſelbe ſein ſoll, gewinnen die Dinge neue Möglichkeiten, neue Kräfte, die ſie nicht immer und nicht für jeden haben. Der Schlafende überträgt ſein eigenes Fühlen, Wollen, Sprechen auf andere, er beſeelt, belebt ſie, ſeien es Mitlebende, ſeien es Geſtorbene, ſeien es Tiere oder Bäume.

So dichtet ſich eine neue, ſtärkere beherrſchende Welt der Weiſen aus, und dies iſt und bleibt der Anfang aller Kultur, die tiefreligiöſe erſte Möglichkeit jeder menſchlichen geiſtigen Höherentwicklung: die Schöpfung der anderen Welt, in der Wille, Geiſt und Phantaſie des Menſchen Macht gewinnen können. Ihre Schöpfung und der Verkehr mit ihr, bald als mit dem ſchreckenvollen Rätſelhaften, bald als mit dem Reich, in dem man ſich Beſcheid verſchafft, Beſcheid weiß, ja gar, aus dem man Kräfte zieht. Dieſes Grunddatum aller Kultur dauert vom Fetiſchismus über Platos Ideenlehre, Kants Ding an ſich, Schopenhauers Welt als Wille und wird weiterdauern, unbekümmert, ſo-

lange Menſchen die Zeit in Vergangenheit und Zukunft teilen und vom Staube los und über ſich hinaus wollen, — eine Heimat aller fruchtbaren, lebenerhöhenden, emportreibenden Spannungen. Und nur darüber, wie wir uns die Beziehung der beiden Welten zueinander vorſtellen, werden wir ſtreiten und nur hierin fortſchreiten.

Solange die höhere Welt noch nur im Traume erſchien, ſo lange war der „Weiſe" Traumdeuter. Je mehr aber ſie im Wachen weiter ausgedichtet und ſo als ein Gegenſtand wacher, bewußter Erkenntnis aufgebaut und ausgebaut war, deſto mehr wurde die Weisheit vom gegebenen Traume unabhängig. Deſto mehr konnte die Weisheit auch ohne den Anlaß eines gegebenen Traumes geprüft werden.

Und wie die Schöpfung der anderen Welt je nach der geiſtigen Art der verſchiedenen Völker verſchieden genug war, ſo ward es natürlich die Art, in der ſie ihre Weisheit prüften.

Wir bemerkten ſchon, wie in den Gleichnisrätſeln der Bibel eine innere Erfahrung religiöſer und ſittlicher Natur angerufen wird, die Weltgeſetze, in die ſie ſich ausgedichtet hatte, in Bildern der Natur und einfacher natürlicher Geſell-

ſchaftsverhältniſſe wiederzufinden. Und wenn ein hebräiſcher Dichter der älteren Zeit die Sage von den Rätſeln der Königin von Saba ausgedichtet hätte, würde er Weisheitsfragen dieſer Art gedichtet haben.

In den indiſchen Rätſeln der älteren Veden wird ein myſtiſches Grübeln angeredet, das ſich mit den Geheimniſſen des Opferkults zu ſchaffen macht und von ihren Erſcheinungen im Kult und von mythologiſch gedeuteten Naturerſcheinungen aus in manchmal tiefer Gedankenbewegung zu letzten Geheimniſſen des Lebens aufſteigt:

Der Keſſel mit dem Opfertrank iſt die Kuh, ihr Euter; das Feuer darunter iſt das Kalb, das ſie beleckt, das am Euter ſaugt. Wenn es im Keſſel kocht, ſo brüllt die Kuh. Und dann wieder iſt die ins Feuer gegoſſene Opfermilch die Kuh, die in Opferrauch gewandelt aufſteigt und mit ihrer „Wiſſensmacht“ — der Wiſſensmacht, die im Opfer liegt — Regen wirkt; im Regen dann wieder als Blitz nieder-

fahrend. Dieſe Rätſel ſind dunkel, myſtiſch, in ihren Beziehungen uns nicht — oder nur mit Hilfe gelehrter Kommentare — verſtändlich, daher poetiſch nichtsſagend. Höchſtens einzelne Vorſtellungen ſind auszunehmen und auch die erſt im erklärten Zuſtande: Die Sonne als Hirt, in Strahlen gekleidet, die Sonnenſtrahlen, die das Waſſer mit den Füßen trinken, oder der goldgelbe Adler, in Waſſer gekleidet auf ſchwarzen Pfaden — wohl die Sonnenſtrahlen hinter dunklem Gewitterregen. Oder der Blitz: Der ihn ſchafft, kennt ihn nicht (der Himmel iſt während des Gewitters verhüllt); der ihn ſchaut, ſieht ihn nicht (weil er alsbald verſchwunden iſt); umhüllt liegt er im Mutterſchoß (in der Gewitterwolke); hat er viele Söhne (die Regentropfen), ſo ſtirbt er.

Aber auch ſchon das Rätſel vom Jahr, das bei allen Völkern wiederkehrt, wenn freilich auch vielfach ſehr anders gehalten: Das Rad des Naturlaufs, zwölfſpeichig, rollt am Himmel, ohne ſich abzunutzen; darauf ſtehen: O Agni (Feuergott), Kin-

der in Paaren, ſiebenhundertzwanzig (360 Tage und 360 Nächte).

Doch auch Tieferes: Nicht erkenne ich, als was ich dies bin; ich wandle verborgen mit meinen Gedanken verbunden. Wenn der Erſtgeborene der Schöpfung (Brahma, das Bewußtſein) zurückkommt, dann erlange ich den Anteil an der Stimme hier. Oder: Zwei Adler umflattern, Kameraden und Freunde, denſelben Baum; einer von ihnen verzehrt die ſüße Pippalafrucht, der andere ſchaut zu, nicht eſſend. Ein Rätſel, das, wenigſtens im Sinne der ſpäteren Vedantaphiloſophie, die individuelle Seele im Körper — die genießende — von der Allſeele, der nur zuſchauenden, ſcheiden will.

Hier haben wir ſchon eigentliche Rätſel wie das vom Blitz und vom Jahr; aber die Entwicklung zu ihnen bleibt unverſtändlich.

In den Weisheitsrätſelfragen der Griechen handelt es ſich um realiſtiſche Lebensweisheit, die freilich auf einen ſehr ſchwarzen Grund gemalt iſt. Es gibt eine alte

Dichtung von einem Rätſelkampf zwiſchen Heſiod und Homer. Nietzſche unterſuchte ſie zu der Zeit, als er „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiſte der Muſik“ ſchrieb. Man wird an Gedanken dieſer Schrift erinnert, wenn man lieſt, daß das erſte Rätſel ſo lautete:

Heſiod:

„Sohn des Meles, Homer, dem Klugheit gaben die Götter,
Sage zuerſt, was iſt für die ſterblichen Menſchen das Beſte?“

Homer:

„Nimmer geboren zu ſein iſt den Kindern des Staubes das Beſte,
Oder geboren, alsbald zu den Pforten des Hades zu wandern.“

Und erſt das zweite ſo:

Heſiod:

„Künde mir dieſes ſodann, du göttergleicher Homeros,
Was dir das Beſte erſcheint im Sinne der ſterblichen Menſchen?“

Homer:

(in Worten der Odyſſee)

„Wenn im Volke ringsum nur Frohſinn waltet und Freude,
In den Häuſern umher die Gäſte vernehmen den Sänger,
Sitzend die Reihen entlang, und rings die Tiſche bedeckt ſind
Reich mit Broten und Fleiſch, und der Schenk den Wein aus dem Miſchkrug
Schöpft und wieder verteilt in die kleineren Becher ihn gießend.
Siehe, das nennt mein Herz die köſtlichſte Wonne des Lebens."

Ähnlich geht es weiter, durchgängig Fragen der Moral und Bürgertugend.

Heſiod und Homer in der uns überlieferten Faſſung ſtreiten zwar nur noch um einen Dreifuß. Aber der Seherwettkampf zwiſchen Teireſias und Kalchas, in dem zum Teil dieſelben Fragen vorkommen wie hier, ſchließt mit dem Tode des Kalchas. Ähnlich wird alſo auch der zwi-

ſchen Homer und Heſiod urſprünglich verlaufen ſein.

Wie hier, ſo tragen meiſtens die Weisheitsfragen noch die Einkleidung des Halslöſungsrätſels an ſich; ſie führen zwar die Aufmerkſamkeit ſtark auf das Zuſammenpaſſen von Aufgabe und Löſung, aber ſie hängen doch zu ſehr daran, Geſinnungen und Überzeugungen oder die überlieferte Weisheit herauszufragen, als daß ſie auch ohne weiteres in eigentliche Rätſel hätten übergehen können.

Dazu, echte Rätſel zu ermöglichen, gehört noch ein Element, das alſo auch das Ödipusrätſel und einige der indiſchen ſchon vorausſetzen. Wir haben es bisher noch nicht beſprochen, ſind aber mit den Weisheitsfragen auf dem Wege dazu.

Die Entstehung des eigentlichen Rätsels

Das letzte Stück Entwicklung, die Entstehung des eigentlichen Rätsels aus der Weisheitsfrage, liegt am deutlichsten in der nordgermanischen Entwicklung vor, in der altisländischen Literatur.

Die Edda zeigt ihr Volk auf einer relativ niedrigeren Kulturstufe als die Griechen zu der Zeit, aus der das Ödipusrätsel stammt. Diese Liedersammlung nun ist von Weisheitsfragen durchzogen und enthält außerdem zwei ganz ausdrückliche Rätsellieder, vom Typus der Weisheitsprüfung um Leben und Tod.

Odin begehrt mit dem Weisesten der Urweltriesen, Wafthrudnir, zu streiten. Er kommt als ein Wanderer — Gangradr nennt er sich — und will vom Flur aus sprechen so lange, bis seine Weisheit erprobt ist.

Diese Einkleidung kommt sehr oft vor, sie gibt kulturhistorisch echt und bedeut-

ſam die Gelegenheit, bei welcher Weisheitserprobung nötig war: Der Fremde, ſeine Würdigkeit, beherbergt zu werden.

„Sage denn, ſo du von der Flur verſuchen willſt,
Gangradr, dein Glück,“

beginnt der Rieſe vom Hochſitz in der Halle aus und fragt nun zunächſt nach dem Hengſt, der den Tag herzieht über der Menſchen Menge, und dann nach dem, der die Nacht bringt von Oſten den waltenden Weſen,

„Meltau fällt ihm am Morgen vom Gebiß
Und füllt mit Tau die Täler.“

So geht es weiter. Der Gaſt wird als weiſe erkannt, zu den Bänken geladen und fragt nun ſeinerſeits. Alle Fragen beantwortet der Rieſe, auch die:

„Viel erfuhr ich, viel verſucht ich,
Befrug der Weſen viel.
Was wird Odins Ende werden,
Wenn die Götter vergehen?“

Da fragt der Wanderer das letzte, die Frage nach dem Wort, das Odin dem toten Baldr ins Ohr ſagte, „eh er die Scheitern beſtieg".

„Nicht Einer weiß, was in der Urzeit — du
Sagteſt dem Sohn ins Ohr.
Den Tod auf dem Munde meldet ich Schickſalsworte
Von der Aſen Ausgang.
Mit Odin kämpft ich in klugen Reden:
Du wirſt immer der Weiſeſte ſein."

Jenes Schlußerkennen im Wafthrudnirslied an der Art der Fragen oder der Antworten iſt ein beliebter Zug. In der Edda ſelbſt bildet es den Abſchluß auch des Wegtamsliedes, das wir ſchon anführten, in welchem Odin ſich Baldrs Träume deuten läßt:

„Du biſt nicht Wegtam, wie erſt ich wähnte,
Odin biſt du, der Allerſchaffer," —

„„Du biſt keine Wala, kein wiſſendes
Weib,
Vielmehr biſt du dreier Thurſen
Mutter.““

„Drei Teufels Mutter, Teufels Großmutter“, erinnert Grimm dazu.

Und ſo iſt der Schluß in eine chriſtliche Sage übergegangen, die Andreasſage in der „Goldenen Legende“ (England um 1250):

Der Teufel hat ſich einmal in Geſtalt eines ſchönen Weibes bei einem Biſchof eingeſchlichen, um ihn zu verderben. Da kommt plötzlich ein Wanderer mit heftigem Klopfen und Rufen. Da er damit nicht aufhört, fragt der Biſchof das Weib, ob ſie erlaube zu öffnen. Sie ſchlägt vor, ſeine Würdigkeit durch Fragen zu prüfen. Und zwar läßt ſie zuerſt die ſtellen, welches größte Wunder im Kleinen Gott geſchaffen hat. Der Fremdling antwortet: Die Verſchiedenheit und Schönheit der Angeſichter. Die zweite ſchwerere Frage iſt eine dogmatiſche Künſtelei, die kein

Intereſſe für uns hat; die dritte lautet: Wie weit iſt's von der Erde zum Himmel? Darauf antwortet der Heilige draußen: Geh zu dem, der dich ſandte. Er weiß es beſſer. Er hat den Zwiſchenraum durchmeſſen, als er vom Himmel zur Hölle ſtürzte. Worauf der Teufel eilig verſchwindet.

Was nun im Wafthrudnirslied der Edda angeredet wird, iſt eine dichteriſche Anſchauung von den Dingen. Noch nicht direkt. Man iſt noch nicht ſo weit, ſich deſſen deutlich bewußt zu werden, daß die Überwelt eine Seite hat, nach welcher ſie eine Schöpfung des menſchlichen Geiſtes iſt. Es handelt ſich um ein „Wiſſen", d. h. ein Gegenwärtighaben der poetiſchen Sprache des Volksgeiſtes.

Das wird nun noch deutlicher an dem andern ſpäteren, ſchon märchenhaften Rätſellied der Edda, dem Lied vom Zwerge Allwiſſend. Hier werden einfach poetiſche Benennungen der Dinge abgefragt.

Der Zwerg hat in Abweſenheit Thors um ſeine Tochter gefreit und ſie erhalten.

Er will mit ihr abreiſen, als Thor kommt und ihn zurückhält. Thor trägt Bedenken, ihn einfach abzuweiſen, und bietet ihm die Tochter an, falls er aus allen Welten ihm Fragen beantworten könne. Der Zwerg, ſtolz auf ſein Wiſſen, nimmt mit Freuden die Probe an. Thor hält den Eifrigen mit ſeinen Fragen hin, ſodaß er das Kommen der Sonne nicht merkt, die er ſelbſt im Verlauf der Rätſelfragen als „Zwergs Überliſterin" bezeichnet hatte, und nun zu Stein wird:

„Aus einer Bruſt alte Kunden
Vernahm ich nie ſo viel.
Mit ſchlauen Liſten — verlorſt du die Wette,
Der Tag verzaubert dich, Zwerg:
Die Sonne ſcheint in den Saal."

In dieſem Rätſellied nun handelt es ſich direkt um die dichteriſchen Namen der Welten und Dinge:

„Sage mir, Alwis, da alle Weſen,
Kluger Zwerg, du erkennſt,

Wie heißt der Himmel, der hoch ſich
wölbt,
In den Welten allen?“ —

„Himmel den Menſchen, den himmli-
ſchen Dach,
Windweber den Wanen,
Rieſen Überwelt, Elfen Glanzhelm,
Zwergen Träufeltor.“

Dieſe dichteriſchen Benennungen der Dinge haben nun im Norden eine ſehr große Bedeutung dadurch gewonnen, daß ſich nicht nur die Weisheitsfrage, ſondern auch die eigentliche ernſthafte Dichtung ihrer bemächtigte. Es iſt geradezu das Weſen der Skaldenpoeſie, daß ſie einzelne dichteriſche Vorſtellungen rätſelhaft zuſammenwebt, je ſchwieriger, ſcheint es, deſto erwünſchter, deſto bewunderter.

Man hat zur Verteidigung dieſer Dichtung geſagt, daß die Eindrucksfähigkeit ihrer Bilder von uns nicht mehr beurteilt werden kann, da uns die Anſchauungen fehlen, welche ſie in ihren Zeitgenoſſen wachrufen wollten. Man hat auf ſolche Verſe hingewieſen wie Dahns Schloß Schwanſtein:

„Es ſteht ein Schloß auf ſtillen Bergeshöhn,

Wie Dichtertraum, wie Königswunſch
ſo ſchön:
Ein Schlafgemach wie für Held Lohengrin,
Ein Lehenſaal, drin könnte Roland
knien,
Wie für Tannhäuſers Lied ein Sängerſaal,
Ein Trinkſaal wie für Rodenſteins
Pokal" —

dieſe Verſe ſeien „für den, der Lohengrin und Roland, den Tannhäuſer und den Rodenſteiner nicht kennt, poetiſch wertlos, während ſie dem, der mit ihnen vertraut iſt, ſogleich als feſte poetiſche Werte ins Bewußtſein treten".

Hiergegen iſt zu ſagen, erſtens, daß ſolche Verſe wie dieſe Dahnſchen für unſre Dichtung ſo wenig typiſch als möglich ſind; ſie ſind ſehr ſeltene Ausnahmen; zweitens, daß ihr etwaiger poetiſcher Wert dadurch gerettet wird, daß die Stimmung nicht an den „feſten poetiſchen Werten" der Namen hängt, ſondern von

ihnen unabhängig ist: ein Schlafgemach wie für einen hohen Helden, ein Lehenssaal wie für den vornehmsten Würdenträger, ein Sängersaal wie für den berühmtesten Dichter. Denn daß die Namen superlativisch gemeint sind, ergibt der Zusammenhang. Drittens aber und vor allem sind und bleiben solche Verse ohne die Kenntnis der Namen zum mindesten verständlich. Dies aber gerade ist für die Skaldenpoesie charakteristisch, daß ihre Produktionen ohne die Entzifferung ihrer Namenbilder überhaupt unverständlich sind.

Wenn die „Heimskringla" über König Önund einen Skaldenvers anführt, der in wörtlicher Übersetzung so anhebt:

„Önundur ward
Mit der Jonakurssöhne
Harm belastet",

so ist die Anspielung für jemanden, der die Sage von den Jonakurssöhnen nicht kennt, völlig unverständlich. Sie scheint zu besagen, daß Önund eine Trauer

erlebte. Aber ſelbſt für den, der die Sage kennt, iſt die Anſpielung ein Rätſel. Die Jonakursſöhne ſind die Stiefbrüder der Sigurdstochter Svanhild. Sie iſt dem Könige Jörmunrek, dem nordiſchen Ermenrich vermählt, und wird des Einverſtändniſſes mit ihrem Stiefſohn beſchuldigt. Der König läßt ſie von Roſſen zerſtampfen. Ihre Stiefbrüder, die Jonakursſöhne, reiten aus, ſie zu rächen. Sie ſind von ihrer Stiefmutter zur Rache aufgereizt worden, daß ſie in der Wut ihren jüngeren Bruder erſchlagen, den leiblichen Sohn ihrer Stiefmutter und des Jonakur, ihres Vaters, obwohl er ihnen ſeine Hilfe anbietet. Es gelingt ihnen, in Jörmunreks Halle einzudringen und ihm Arm und Bein abzuſchlagen, ehe ſie überwältigt werden:

„Nun läge auch das Haupt, wäre Erp am Leben,
Unſer tapferer Bruder, den wir herwärts erſchlugen!“

Inzwiſchen erweiſen ſie ſich als durch

Waffen unverwundbar, und Jörmunrek befiehlt, ſie mit Steinen zu töten. Unter den Würfen ſinken ſie in den Tod.

Welches iſt denn nun „der Harm der Jonakursſöhne?“ Ihrer Schweſter Tod unter den Roßhufen? Ihrer Mutter Aufreizung? Ihres Bruders Ermordung? Daß Jörmunrek am Leben bleibt?

Aber das Lied geht weiter und ſpricht von einem „Heckenſohn“, deſſen „Haß“ dem Könige auf ſeinem Wege entgegentrat. Wer iſt der „Heckenſohn“? Kommt hier auch eine mythologiſche Anſpielung in Betracht? Oder iſt der Heckenſohn ein Bettler, der unter der Hecke liegt und vielleicht da geboren iſt?

Und aber geht das Lied weiter:

„Und mit des Gefildes
Gebein der Fürſt
Mit der Leiche Högnis
Ward er gehüllt.“

„Hüllen“ iſt ſoviel wie begraben. Darnach ſcheint es ſich um König Önunds Tod zu handeln. Des Gefildes Gebein

kann doch nur der Felſenſtein ſein? Und dabei nun mag dem Hörer die Erinnerung aufgeblitzt ſein: König Önund ſtarb ja unter einem Bergrutſch!

Nun kann man die Rätſel löſen: Der Jonakursſöhne Harm ſind die Steine, durch die ſie umkamen. Die Steine, die unter der Hecke liegen, ſind auch der „Heckenſohn". Und ſelbſt welcher der vielen Högnis der Sage in der vorletzten Liedzeile gemeint iſt, wird erratbar: jener Högni, welcher mit ſeinem und ſeiner Feinde ganzen Heer tagsüber Stein war, aber über Nacht zum Leben erwachte und kämpfte; und ſo ſchlagen ſie die Hiadningaſchlacht bis zur Götterdämmerung! Dieſes Högni Leiche iſt alſo wiederum der Stein.

Farbige Bilder ſtehen ja hinter ſolchen Verſen, und die Stimmung düſterer Schickſale mag entſtehen. Aber was für eine mühevolle und ganz und gar unkünſtleriſche Arbeit ſteht zwiſchen ihnen und dem Verſe, der auf ſie anſpielt!

Hier iſt der künſtleriſche Genuß zu

einem fortgeſetzten Charadenraten geworden!

Wie ſehr man ſich dieſes Ratecharakters der Skaldenverſe und ihrer „Kenningar“ bewußt war, zeigt auch der Umſtand, daß man ſie gelegentlich zu ernſthaftem Verſtecken von Dingen benutzte, die man ausſprechen und doch auch wieder nicht ausſprechen wollte:

Der Skalde Gisli hatte aus Blutrache den Freyspriester Thorgrim erſchlagen. Da er ein unerſchrockener Mann und dazu ein leidenſchaftlicher Verſebauer war, ſo trieb ihn das Verlangen, ſeine Tat zu beſingen. Der Grabhügel Thorgrims ſtand auf einem Felde, auf welchem man die öffentlichen Ballſpiele hielt, die bei den alten Nordländern ſo beliebt waren. Gisli beſſerte ein zerbrochenes Ballſcheit aus. Er ſah dabei nach dem Grabhügel. Das ganze Feld war mit Schnee bedeckt; nur der Grabhügel war ſchneefrei; da ſprach er die Worte:

„Ohne Schnee die Stube
Seh ich nun des Grimms des

Rieſenüberraſchers,
Dem ich rächend nahte.
Einen luſtigen Landſitz
Sich erlas der Grimm der
Speere: nicht geſpart hat,
Der ihm den geſpendet!"

Dieſer Vers enthielt das völlige Bekenntnis der Tat; denn der „Rieſenüberraſcher" iſt Thor, der wie im Alwislied die Zwerge, ſo noch öfter, zum Beiſpiel im Lied von des Hammers Heimholung die Rieſen überraſchte. Der „Grimm des Rieſenüberraſchers" iſt alſo Thorgrim, „dem ich rächend nahte"! Unter den Frauen, die den Spielen zuſahen, ſaß auch das Weib des Erſchlagenen. „Sie merkte ſich die Weiſe, ging heim und erriet den Sinn."

Der Rätſelcharakter dieſes Verſes iſt durch den Zweck dichteriſch gerechtfertigt, aber die anderen Verſe des Skalden Gisli tragen denſelben Charakter: Was iſt zum Beiſpiel „die Hlin des Feuers der Erde des Elentiers des Fjordes"?

Die Hlin iſt eine Aſin, die zum Gefolge der Frigg gehört, anderwärts auch dieſe ſelbſt. Auf welche Sage von ihr mag angeſpielt ſein? Man kennt keine, in der ſie mit Feuer und einem Elentier zu tun hätte. Aber die Löſung muß vom umgekehrten Ende her angefaßt werden: Das „Elentier des Fjordes“ iſt das Schiff; die Erde, auf der dieſes Elentier läuft, iſt das Meer; das Feuer des Meeres iſt das Gold. Ögir der Meergott, braucht es zur Beleuchtung ſeiner Säle. Hlin endlich iſt eine Göttin. Die Göttin des Goldes aber iſt eine goldgeſchmückte Frau, und der Skalde bezeichnet auf dieſe kurzweilige Weiſe ſeine eigene Frau.

In der ſpäteren Geſchichte vom Skalden Grettir iſt das Verſtecken aller Namen zur Sucht geworden. „Band der Gattin Odins.“ Jörd, die Erde, galt als Gattin Odins. Ihr Band die Mitgardſchlange, die die Erde gürtet. Schlange gleich Orm, was mit Grettir gleichbedeutend iſt.

Wie iſt's zu ſolcher ſeltſamen, verſchränkten und verkünſtelten Dichtung gekommen?

Das Schickſal hat gewollt, daß die Freude, die man an ihr hatte, nicht nur ſie ſelbſt, ſondern auch ihre Vorgeſchichte erhalten hat.

Die mythologiſchen Anſpielungen, an denen ſie ſich ergötzte, mußten natürlich bald unverſtändlich werden, als der neue Glaube ins Land zog. Die Sagen des alten Glaubens waren nicht mehr lebendig im Gedächtnis, und um alſo ihre moderne Dichtung verſtehen zu können, ſammelte dieſe Zeit die alte Dichtung; denn in der waren die Sagen, auf die man anſpielte, ausführlich erzählt. In dieſem Intereſſe kam die Sammlung der ſogenannten älteren Edda zuſtande und in dieſem ſelben Intereſſe ſchrieb Snorri Sturluſon die ſogenannte jüngere Edda als erſten Teil einer dreibändigen Poetik, die Grundlage der Skaldendichtung behan-

delnd, während ein zweiter Teil die ſkaldiſchen Umſchreibungen ſelbſt, die ſogenannten „Kenningar“ einzeln erläutern, ein dritter die Versmaße durchſprechen ſollte. Da wir ſo die alte und die neue Dichtung des nordiſchen Mittelalters nebeneinander haben, können wir die Frage zu beantworten verſuchen: wie iſt jene einfache alte zu dieſer verſchnörkelten neuen geworden? Was iſt beiden gemeinſam?

Nehmen wir den wunderbaren Anfang des „zweiten Helgiliedes“ der Edda:

„In alten Zeiten, als Aare ſangen,
Heilige Waſſer rannen von Himmelsbergen,
Da hatte Helgi den großherzigen
Borghild geboren in Bralundr.

Nacht in der Burg war's, Nornen kamen,
Die dem Edeling das Alter beſtimmten.
Sie gaben dem König der Kühnſte zu werden,
Aller Fürſten Edelſter zu dünken.

Sie ſchnürten ſcharf die Schickſalsfäden,
Daß Burgen brachen in Bralundr.
Goldene Fäden fügten ſie weit,
Feſtigten ſie unterm Mondesſaal.

Weſtlich und öſtlich die Enden bargen ſie,
In der Mitte lag des Königs Land.
Einen Faden nordwärts warf Aeris Schweſter,
Nimmer zu brechen gebot ſie dem Band.

Eins ſchuf Angſt dem Ülfingenſohn,
Und ihr, der Frau, die Freude gebar:
Rabe ſprach zum Raben — auf ragendem Baum
Saß er ohne Atzung —: »Ich weiß etwas!

Es ſteht der Sohn Sigmunds in der Brünne
Einen Tag alt: unſer Tag bricht an.
Er ſchärft die Augen — ſo ſchauen Helden —
Der Wölfe Freund: Freuen wir uns!«"

Die einzige Metapher in ſkaldiſcher Manier iſt jene Umſchreibung „Aeris

Schweſter" für eine Norne. Sie bedeutet nichts für die Dichtung, weder für die Stimmung, noch für den Inhalt.

Alles was die Stimmung geben will, iſt in ſich ſelbſt erklärt. Man braucht die Vorſtellungen von Heiligen Waſſern, Aarenſang, Nornenbeſtimmung, Feſtigung unterm Mondesſaal nicht näher zu kennen. Man fühlt ſich in alte heilige Zeiten zurückverſetzt, uralte Mächte beſtimmen das Heldenleben, das hier geboren wird. Das Schickſal ſteht an ſeiner Wiege und ſpricht hohe ruhmverheißende, aber zugleich ſchwermütige Sprüche, die der Mutter Angſt ſchaffen: Kein Friedenskönig, und wer ſoviel Blut vergießen wird, der mag auch wohl im Blut untergehen: der Schickſalsfaden, der in den Norden und die Nacht geworfen iſt.

Hier iſt die Stimmung wirklich zu Geſtalten geworden: Die alte heilige Zeit — die Unauflöslichkeit, Unverbrüchlichkeit des Schickſals und dann das gefahr- und ſchreckenvolle Heldenleben: Raben und Wölfe freuen ſich, er wird ſie mit Leichen füttern.

Das Unplaſtiſche und Ungeſtalte iſt plaſtiſch und Geſtalt geworden. Nichts in dem Sinne dunkel, daß es von einem tüftelnden Verſtand herausgeklaubt werden könnte, nichts, das in dieſem Sinne Rätſel wäre; das Dunkel, das etwa doch da iſt, iſt das dichteriſch geſtaltete Dunkel eines waltenden Schickſals.

Dieſer Drang, alles zu geſtalten, was die Stimmung geben ſoll, iſt in den älteren Liedern der Edda überall ſpürbar. Er iſt ein allerwertvollſter und allerkünſtleriſchſter Schöpfungsdrang. Man kann vielleicht geradezu ſagen: er iſt das, was in der germaniſchen Kunſtanſchauung von jeher als das Entſcheidende gegolten hat: Stimmungen, Gefühle, Empfindungen nicht nennen, ſondern irgendwie in einem plaſtiſchen Bilde zeigen. Daher iſt es, daß ſelbſt das Lyriſchſte, das Liebeslied, in unſerer Volksdichtung zur Ballade geworden iſt. Daher auch, daß faſt ſtets ein plaſtiſches Naturbild unſre Stimmungsbilder einleitet: Der Schnee iſt zerronnen, drei Sterne geben der Liebe ihren

Schein, drei Lilien blühen auf dem Grabe. Ein Jäger bläſt in ſein Horn und alles, was er bläſt, das iſt verloren.

So liegt nun auch der Skaldenpoeſie der künſtleriſche Gedanke zugrunde, daß möglichſt nichts einfach genannt, alles nach ſeinem dichteriſchen Gehalt geſtaltet werden ſoll. Als die eigentliche dichteriſche Kraft ſich anderen Geſtaltungen zuwandte, trocknete die Form der alten Dichtung zum Rezept ein und das führte zu dem öden Bildergeklapper der eigentlichen Skaldenpoeſie, in deren geſchraubten Umſchreibungen zu Hauſe zu ſein und ſeinen Scharfſinn zu erweiſen nunmehr mit Dichten und Dichtunggenießen verwechſelt wurde.

Wie die hebräiſche Entwicklung in der Allegorie, ſo entartete die nordiſche in den Kenningar der Skalden. Es iſt ſehr leicht möglich, daß ein ſehr viel ſpäterer Beobachter, dem es einmal in ſehr zukünftiger Zeit geſtattet ſein mag, eine gemeingermaniſche Kunſtauffaſſung zu ſtatuieren, in ſie hinein auch das rechnen wird, was den Kenningar der Skal-

den zugrunde liegt, das ſeltſam ſtarke Dringen auf Geſtaltung von Unſichtbarem, beſonders einer Stimmung, und daß ein ſolcher Beobachter jene alteddiſche Geſtaltung einer Geburt- und Schickſalsſtimmung im Helgilied unmittelbar mit jener Mitternachtſtimmung bei Mörike zuſammenſehen wird:

„Gelaſſen ſtieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand",

und wie es da weiter lautet.

Es läßt ſich aber über ſolche Fragen ſchwer etwas ausmachen, und wir kehren zum Rätſel zurück.

In den Hintergrund jener künſtlichen Skaldendichtung muß man ſich die eddiſchen Rätſellieder vom Rieſen Wafthrudnir und von dem Zwerge Allwiſſend hineindenken, ſo weit ſie zeitlich auseinanderliegen mögen.

Später in der Skalda, dem mittleren Teil jener Snorriſchen Poetik, heißt es dann unverblümter direkt:

„Wie iſt Thor zu bezeichnen?“ — „Wie iſt Baldr zu bezeichnen?“ —

Als Beiſpiel nehme ich zwei Fragen, die in bezug auf jene ſkaldiſche Umſchreibung der Frau intereſſieren:

„Wie iſt das Meer zu bezeichnen? — Als Ymirs Blut, der Götter Heimſucher, Rans Gemahl, der Ögirstöchter Vater (worauf deren neun Namen folgen), als die Erde Rans, der Ögirstöchter und der Schiffe — wobei alle Schiffsnamen, Kiele und dergleichen zu brauchen ſind — ſowie der Fiſche und des Eiſes, als der Seekönige Weg und Straße, als der Eilande Ring, als des Sandes, des Seetangs und der Riffe Haus.....“ Und:

„Wie iſt das Gold zu bezeichnen? — Als Ögirs Feuer, Glaſirs Laub, Sifs Haar, Fullas Haarband, Freias Tränen, der Rieſen Wort, Stimme und Rede, als Draupnirs Tropfen ....“; darauf wird eine Geſchichte vom Beſuch der Aſen in Ögirs, des Meergottes, Halle erzählt, wobei Ögir zur Beleuchtung Gold auf den

Eſtrich bringen ließ, wie Walhall durch Schwerter erleuchtet wird.

Man erkennt, daß die Weisheitsfrage hier ganz und gar dichteriſcher Natur iſt, ganz und gar auf die dichteriſche Anſchauung von Dingen ſich bezieht, und andrerſeits ſahen wir, daß die ſpätere Dichtung der Nordländer die Skaldenpoeſie ganz nahe an das wirkliche Rätſel heranführt.

In der Edda ſelbſt finden wir zwar noch kein eigentliches Rätſel, wohl aber in einer dem Alwislied zeitlich kaum ſehr fernen Dichtung, dem Rätſellied vom König Heidrek und dem verkleideten Odin. Es ſcheint direkt nach dem Wafthrudnirslied gedichtet, wenigſtens iſt die Schlußfrage die gleiche nach dem Wort, das Odin dem toten Baldr ins Ohr ſagte. Möglich iſt freilich auch, daß das Heidreklied auf älterer Überlieferung ruht als das Wafthrudnirslied. Man muß ſich immer erinnern, daß wir es nicht mit der jahreszahlmäßigen Entſtehung des Rätſels zu tun haben, ſondern höchſtens mit deren Reflex in der Literatur. Jedenfalls

in dieſem Heidreklied ſtehen die älteſten nordgermaniſchen Rätſel eigentlicher Art.

In einer neuerlich auf den Farörn gefundenen Faſſung dieſes Heidrekliedes fragt das erſte Rätſel nach dem „Wagengedröhn, das ſchlägt über alle Welt". Die Antwort nennt den Donner.

Dieſes Rätſel könnte ſeinem Beſtande nach im Alwislied ſtehen. Nur würde die Form umgedreht ſein: Wie heißt der Donner in den Welten allen? und die Antwort: Donner bei den Menſchen, Wagengedröhn bei den Himmliſchen . . .

Wir ſehen, ſcheint uns, in dieſen Zuſammenhängen in die Entſtehung der Rätſel aus der Weisheitsfrage, der „wirklichen" und „eigentlichen" Rätſel aus den „unwirklichen" hinein.

Man kann ſie experimentell erkennen: Sowie man ſich vorſtellt, daß der Dichter noch an die Realität der Vergleichung glaubte oder geglaubt wiſſen wollte, daß er alſo wirklich den Donner für das Rollen eines göttlichen Wagens hielt, ſo iſt offenbar die Frage eine Weisheits-

frage ſo wie die letzte von Odin, dem Reiter, der über Meer wie Land reitet. Stellt man ſich aber vor, daß der Donner zu ſeiner Zeit nicht mehr wirklich für Wagenrollen gehalten wurde, ſo liegt ein „wirkliches" Rätſel vor.

Im erſten Fall wird ein Wiſſen abgefragt, im zweiten ein Können geprüft.

Man konnte aber ein ſolches Können erſt prüfen, wo es ſich um Vorſtellungen handelte, von denen man ſich bewußt war, daß man ſie ſchuf.

Fuhr der Gott wirklich auf einem Wagen, ſo hatte man das Bewußtſein, im Beſitz eines Wiſſens zu ſein, das der andre vielleicht nicht hatte. War aber die Vorſtellung vom Donner als einem über alle Welt rollenden Wagen ein bewußt frei geſchaffenes Bild für den eigentümlichen Ton des Donners, ſo konnte man prüfen, ob jemand dieſe Vorſtellung nachſchaffen konnte, und in dieſem Erſchaffenkönnen einer kräftigen Vorſtellung lag das, was man jetzt prüfte.

Wir wollen verſuchen, uns vorzuſtellen, welche Bedeutung dieſe Änderung hat.

In jeder, auch der einfachſten Frage ſcheint bereits ein Element enthalten, deſſen Bedeutung für das Rätſel wir bisher zurückſtellten, das Begriffliche. — Wenn man fragt: Wie heißt du? oder: Wie geht es dir?, ſo unterſcheidet man den Angeredeten von ſeinem Namen oder im zweiten Fall von ſeinem Schickſal. Dieſe Unterſcheidung iſt für uns eine rein begriffliche. Der Name — das iſt eben der betreffende Menſch, ſofern wir von ihm ſprechen. Das Schickſal aber iſt er auch, ſofern er lebt und erlebt. Aber in jener alten Zeit ſtellt man ſich alles, was wir ſo begrifflich abſondern, auch als abgeſondert exiſtierende, anfaßbare ſozuſagen und hantierbare Sachen vor. Nur man muß wiſſen ſie anzufaſſen,

denn ſie gehören zu der weſentlichen Welt. Der Name dieſer Perſon ſowohl als ihr Schickſal. Der Name iſt etwas ſehr Reales und ängſtlich zu Hütendes. Odyſſeus verhehlt Name und Schickſal, wo es uns ſchwer fällt, zu verſtehen, weshalb. Der böſe Geiſt wird ohnmächtig oder verliert gar ſein Leben, wenn man ſeinen Namen erfährt, wie jener Kobold Rumpelſtilzchen, der in ſeiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen packte und ſich ſelbſt mitten entzweiriß, als ſein Name erraten war.

Nun ſind dieſe Beziehungen der Dinge ſehr verſchiedener Art, und je nachdem ſie mit Willensregungen und Wertſetzungen ſo oder ſo zuſammenhängen, treten ſie ſtärker hervor oder mehr zurück. Der Geſtorbene bleibt real vorhanden, — ſonſt könnte man nicht von ihm ſprechen. Und er erſcheint uns ja auch im Traume. Aber bei den einen wird er ein ſchwankender Schatten, bei den anderen lebt er in verdoppelter Kraft.

Vor allem aber dieſe Beziehungen, die

in Gedanken leicht zuſammenwohnen, hart im Raume vorgeſtellt, ſtoßen ſie ſich. Und in den fortgeſetzten Widerſprüchen zerreiben ſie ſich zu — Begriffen. Bei manchen Völkern gilt der Name eines Menſchen ſo ſehr für das Wichtigſte, daß er ſein größtes Geheimnis bleibt. Ein jeder kriegt Decknamen für den Gebrauch im Leben. Bei anderen iſt gerade der Name zuerſt der Zerreibung zum Begriff verfallen. Bei wieder anderen bleibt ein Gefühl von Scheu in bezug auf den Namen. So zerſetzt ſich allmählich und gliedert ſich die andere, die weſentliche Welt. Dieſe kritiſche, ordnende Tätigkeit nennen wir Verſtand.

Nun ſind wir nicht der Meinung, daß es ein geiſtiges Leben ohne dieſe begriffliche kritiſche Tätigkeit gegeben hat. Schon die alten Weisheitsfragen ſetzen ſie voraus. Aber ſie beſchränkt ſich noch auf ſehr einfache Beziehungen, vor allen Dingen Gleichſetzungen. Das iſt die Stufe der ſogenannten „unwirklichen Rätſel", wohin alle älteſten Rätſel gehören. Sie

ſind einfach die älteſte Form des Rätſels, ſeine Vorform.

Das Rätſel ſetzt geradezu eine Gleichſetzung von Dingen der beiden Welten, der Naturwelt und der höheren, ein Gleichnis, voraus. Die neuteſtamentlichen Gleichniſſe ſind im Grunde Rätſel, und laſſen ſich auch formell leicht in Rätſel wandeln, wir ſprachen ſchon davon.

Aber die Einſicht in die Unwirklichkeit der Beziehungen der verglichenen Dinge iſt dem Gleichnis nicht etwa eingeboren. Der hochſtehende Verfaſſer des Johannesevangeliums weiß, daß die Geſchichte von der Speiſung, von der Heilung des Blindgeborenen, von der Erweckung des Lazarus Gleichniſſe ſind und behandelt ſie ſo. Nur zieht er aus dieſer ihrer Natur noch den umgekehrten Schluß, als wir ziehen würden. Da ſie die Lehre ſo klar geben, ſind ſie wirklich vorgegangen. Eine große Anzahl der bibliſchen Wundergeſchichten tragen offenſichtlich dieſen Charakter ihrer Entſtehung.

Nichts anderes iſt es, wenn die Gno-

ſtiker ihre großen Allegorien vom Weſen der Vernunft und des Selbſtbewußtſeins und vom Weſen der Gedanken- und Willensbewegungen im Menſchen als eine in irgendeinem Sinne reale Götterwelt vorſtellten, in welcher Götterdramen vor ſich gehen. Wie der Uranfang oder Urgrund iſt und mit ihm die Beſinnung oder das Schweigen, und wie ſie den Erſtgeborenen hervorbringen, den Nous oder die Vernunft, und dazu die Wahrheit, und wie dieſe Begriffsgottheiten weiter entſtehen. Bis die letzte von ihnen, die Weisheit, ſich in den Urgrund ſtürzen will, aber von Horos, der Beſtimmtheit aller Geſtalten, zurückgehalten wird. Gerade das Vernünftige in dieſen Allegorien, gerade das, was uns dazu verleiten möchte, zu ſagen: „Aber das ſind ja alles nur Allegorien von Gedankenbewegungen, über deren Richtigkeit oder Angemeſſenheit man ſprechen kann, auch ohne die Frage ihrer Realität überhaupt zu erwägen!“ — eben dies iſt es, das für die Gnoſtiker ein Beweis ihrer Realität war.

Es ſei hier nochmals davor gewarnt, ſolche Anſchauungs- und Erkenntnismethoden alter vergangener Zeiten mit dem blaſierten Lächeln des Halbgebildeten abzutun. Schon weil man meiſt gar nicht überſieht, wie nahe man ihnen vielleicht noch ſelbſt ſteht. In unſerem Falle ſteht es ſo, daß alle Religionen nicht nur, ſondern auch alle Philoſophien und ſogenannten Weltanſchauungen bis zum „ehernen Naturgeſetz“ und bis zur „Weltſeele“ herab noch heutigen Tags nach demſelben Schema arbeiten. Und zwar aus gutem Grunde, aus demſelben nämlich, aus welchem wir auch noch auf dieſelbe Art und nach demſelben Schema ſehen, hören, eſſen und verdauen, nach dem es ſchon die Uralten taten, wenn es auch inzwiſchen andere Dinge wurden, die wir ſo in uns ziehen. Der Unterſchied iſt nur, daß wir es mit mehr Bewußtſein und deshalb auch mit ſchärferer Kritik, geiſtiger und körperlicher, tun. Oder doch tun könnten. Daß wir aber aus der ſchwierigen Kritik und Sichtung eine glatte und platte Ver-

neinung zu machen geneigt ſind, iſt kein Ruhm für uns.

Doch kehren wir zurück in die Urzeiten! In die Zeit des Zauberglaubens.

Beſonders beliebt iſt überall und zu allen Zeiten das Zaubern mit dem Bilde geweſen. Das Bild des Menſchen — eine Wirklichkeit, die nicht die gewöhnliche Wirklichkeit iſt — muß irgendwie mit der Seele des Menſchen, ſeinem Leben zuſammenhängen, mit ſeiner Wirklichkeit in der anderen Welt. Was man dem Bilde antat, geſchah irgendwie dem Urbild, — verſteht ſich, wenn es mit Verſtändnis, alſo zauberkräftig, getan war. Beſonders klar war, daß eine Verbrennung des Bildes das Urbild mit verbrennen mußte. Das hatten die meiſten ſchon ſelbſt erlebt, daß es von innen her, von ihrer Seele her in ihnen brannte, ſo daß ſie Waſſer in ſich ſchütten mußten. Da hatte doch offenbar ein feindlicher Zauberer ein Bild von ihnen gemacht und es verbrannt! Aus ſolchen Vorſtellungen iſt

ſicherlich der erſte Anlaß dazu gefloſſen, Bilder von Menſchen zu machen.

Aber wie ſollte man ſie zuſtande bringen? Lange bevor man zu dieſer Geſchicklichkeit kam, iſt den Menſchen die Ähnlichkeit aufgefallen, die in gewiſſen Beziehungen zwiſchen beſtimmten Menſchen und beſtimmten Tieren oder ſonſt Naturgegenſtänden beſtehen.

Auch wir noch empfinden, manchmal ohne recht ſagen zu können, weshalb, daß dieſer Menſch uns berührt wie ein Vieh, jener wie eine Tanne, der dritte wie eine Blume. Aber wir empfinden ſehr ſtark die Unwirklichkeit ſolcher Ähnlichkeiten mit. Das hat man natürlich in alten Zeiten nicht ſo kritiſch angeſehen. Wenn ein Menſch die anderen, etwa durch die ſtolze und kühne Art ſeines Weſens, wie ein Löwe berührte, ſo hatte er alſo irgendeine reale Verbindung mit dieſem Tiere. Daher die Totemtiere der Indianer, die heiligen Tiere der Ägypter, die Wappentiere, die mit Tiernamen zuſammengeſetzten menſch-

lichen Vornamen; daher auch der Seelenwanderungsglaube, der Werwolfglaube, der Verwandlungsglaube überhaupt.

Aber es konnte einen natürlich nicht nur ein Tier oder ſonſt Naturgegenſtand an einen Menſchen erinnern, ſondern es konnte auch ein Naturgeſchehen an ein menſchliches Geſchick erinnern. Dann beſtand alſo eine Beziehung geheimer Art zwiſchen beidem, und man mußte, wenn man Beſcheid wußte, dieſe Beziehung beeinfluſſen können.

Derart iſt die Ähnlichkeit zwiſchen Feuerbrand und Fieberzuſtand, von der wir vorhin ſprachen. Derart iſt die Ähnlichkeit zwiſchen dem Blühen einer Blume und dem Blühen eines Menſchen. In einem der älteſten Märchen, die wir kennen, dem ägyptiſchen Brüdermärchen, das vor etwa dreitauſend Jahren aufgeſchrieben wurde, ſteht das Leben eines der Brüder in ſolcher myſtiſchen Beziehung zu einem Akazienbaum: ſein Herz iſt in der Spitze der Akazienblüten verborgen, wird der Baum umgehauen, ſo fällt das

Herz zur Erde und er muß sterben. Noch in unserem Kindermärchen von den zwölf Brüdern hat es eine ähnliche Bewandtnis mit zwölf Lilien, an denen das Schicksal von zwölf Brüdern hängt: „Warum hast du die zwölf weißen Blumen nicht stehen lassen? Das waren deine Brüder.“ Im Märchen vom Gevatter Tod ist das Leben der Menschen an das Brennen von Lichtern gebunden, und der Arzt sinkt zu Boden, als der Tod sein Licht fallen läßt. Ähnlich in der griechischen Meleagersage. Oder das Leben ist ein Faden, der gedreht und abgeschnitten wird.

Es war also möglich, das Schicksal eines Menschen mit dem Schicksal eines Naturgegenstandes in eine geheimnisvolle Beziehung zu bringen. Zerpflückte man dann die Blüte, so zerpflückte man damit etwa das Glück jenes Menschen, löschte man dieses Licht, so löschte man damit das „Lebenslicht“ jenes Menschen aus. Brachte man diese Krankheit in Zauberverbindung mit dem Monde zur Zeit,

wo er im Abnehmen war, ſo nahm auch die Krankheit ab.

Dies iſt der älteſte Sinn des Gleichniſſes: es iſt nicht ein leerer Vergleich, ſondern ein wirklicher, durch Willensmacht, durch Zaubermacht hergeſtellter Zuſammenhang.

Es gab noch einen anderen Weg zu zaubern. In der andern Welt, welche ſich uns im Traume offenbart, und in der, wie eben der Traum uns zeigt, unſere Toten leben, geht es zwar wunderbar genug, aber doch ähnlich unſerem Leben zu. Dieſelben Verlegenheiten; wunderlich ſtarke große ſchreckliche Tiere verfolgen einen, kommen einem furchtbar nahe, dann plötzlich wird man wunderbar errettet.

Wenn man ſo eine Traumgeſchichte aus der anderen Welt mit einer beſtimmten Verlegenheit dieſes Lebens in wirkſame Verbindung bringen könnte, ſo würde die Errettung oder Heilung, die in der jenſeitigen Welt vorgeht, in der diesſeitigen ſich wiederholen müſſen! Zu-

mal wenn ſie von den mächtigeren der Totengeiſter ausging, denen man Verehrung zollte, den „Göttern“!

Es iſt wahrſcheinlich, daß in dieſem Intereſſe ſich die Erzählungskunſt gebildet hat. Die älteſten Erzählungen, die wir kennen, machen ganz den Eindruck. Manche ſchließen geradezu mit Formeln, die die Erzählung auf den vorliegenden Fall anwenden. „Das Sonnenſchiff ſteht ſtill und die Sonne fährt nicht von ihrer geſtrigen Stelle fort, bis daß Horus für ſeine Mutter geheilt iſt und bis dieſer Leidende ebenſo für ſeine Mutter geheilt iſt“, ſchließt eine alte ägyptiſche Geſchichte, eine lange Geſchichte, die ſehr ausführlich erzählt, wie Iſis ihren Sohn Horus weinend und krank findet; alle Sumpfbewohner kommen auf ihre Klage herbei und ſtellen Vermutungen an, was ihm fehle. Set (der böſe Bruder und Mörder des Oſiris) ſei es nicht geweſen; er komme nicht in dieſen Gau. Wer hat Horus verwundet? Ein Skorpion hat ihn gebiſſen. Die Sonne hält ſtill auf den

Ruf der Iſis an Re und der Zauberbote kommt mit einem Befehle von Re.

Aus ſolchen Zaubergeſchichten mag ſich allmählich eine älteſte Mythologie zuſammengebaut haben: Kämpfe der wohlwollenden Geiſter gegen die andern, die Alben, Albtraumgeiſter, Krankheitsgeſpenſter, die Nachzehrer, Blutſauger, Werwölfe, die, da ſie als Totengeiſter zur andern Welt gehören, auch mächtig ſind, Unwetter und alle Art Schaden, Unfall, Verluſt zu ſchaffen.

Man begreift, daß man die Weisheit in der Zeit ſolcher erſten Zaubergleichniſſe und -Sagen nicht beſſer prüfen konnte als durch Fragen nach ihnen. Man begreift aber auch, daß in dieſer Atmoſphäre ein richtiges Rätſel noch nicht entſtehen konnte. Denn das wirkliche Rätſel, wie wir ſahen, ſetzte voraus, daß die Gleichſetzung als eine unreale erkannt iſt. Iſt der Donner wirklich das Wagengedröhn, als das er uns berührt, ſo iſt die Frage nach dem über alle Welt rollenden Wagengedröhn eine

einfache mythologiſche Weisheitsfrage. Iſt er es nicht, ſo kann die Frage nach ihm als Rätſel gelten. Zwiſchen beiden liegt eine Einſicht einſchneidender Art. Sie erſt ermöglichte das eigentliche Rätſel.

Die Einſicht, die zwiſchen uneigentlichen und eigentlichen Rätſeln liegt, die dem Rätſel aus dem Zweck der Weisheitsfrage heraushilft und ihm einen Zweck ganz in ſich gibt, iſt, wie wir ſahen, die, daß die Beziehungen im Gleichnis unreal ſind. Sie ſind frei geworden für einen Scherz. Man kann mit ihnen ſpielen. Man tut es zuerſt noch mit halbverſteckter Furcht und Achtung, dann immer mehr mit lautem Lachen. Je weiter, deſto ſcherzhafter werden die Rätſel. Unter den heutigen Volksrätſeln ſind die nicht lachenden ſelten geworden.

Der Menſchengeiſt bemerkt, daß eine große Menge der Beziehungen und Dinge, die er geſchaffen hat, unwirklich ſind, und bricht in ein Lachen aus. Wie wenn ein Geſpenſt ſich als ein Bettlaken ausweiſt.

Ein jedes Gleichnis hinkt bekanntlich,

und hier faßt das Rätſel zu. Wenn man es ſcherzhaft bezeichnen wollte, könnte man ſagen, das Rätſel ſei ein Vergleich, der am hinkenden Bein gepackt iſt. Faſt alle wirklichen Rätſel weiſen dies beides in ihrem Kern auf, einen Vergleich, der durch den Hinweis auf das nichtſtimmende Element zum Staunen bringt, oft auch geradezu einen grotesken oder humoriſtiſchen Anſtrich bekommen hat.

Das Heidreklied der Herwaraſage enthält mehrere Rätſel, bei denen der Übergang aus der Weisheits- in die eigentliche Rätſelfrage noch ganz naheliegt, ſo nahe, daß man zweifeln könnte, ob ſie für den Dichter noch Weisheitsfragen waren oder auch für ihn ſchon echte Rätſel, wie ſie es für uns ſind. Indeſſen die Mehrzahl der Rätſel ſind offenbar ſchon eigentliche Rätſel.

Der Uebel zum Beiſpiel wird ſo aufgegeben:

„Wer iſt der Dunkle,
Der über den Boden fährt,

Waſſer und Land verſchlingt?
Stürme ſcheut er,
Männer niemals,
Mit der Sonne rechtet er."

Das Gleichnis iſt deutlich: Das lebendige ungeheure feindliche Weſen wie ein Drache. Nun das zur Löſung helfende nicht ſtimmende Stück: Er ſcheut den Sturm, obwohl er Helden nicht fürchtet und es ſelbſt mit der Sonne aufnimmt.

Man fühlt noch die Furcht. Er hat wirklich etwas von ſolch einem Drachen.

Ähnlich klingen mehrere ſchöne Rätſel des Liedes, in denen die Meerwellen aufgegeben werden.

Die meiſten dieſer Rätſel aber lachen ſchon: „Wie heißt der mit heller Stimme, der auf harten Wegen geht und harte Küſſe gibt?" Des Goldſchmieds Hammer. — „Was war das für ein Wundertier, das ich draußen gewahrte? Den Kopf hatte es in die Erde geſteckt, aber die Füße beſchien die helle Sonne." Die Zwiebel. Das Rätſel lacht: Hat die

Zwiebel nicht wirklich einen Kopf und nach der entgegengesetzten Richtung hin Beine? Aber das Gleichnis hinkt: den Kopf steckt das Geschöpf in die Erde und läßt sich die Beine von der Sonne bescheinen! Es ist also doch kein Tier.

Die große frühhistorische Aufklärung, die Scheidung in ernstliche Wirklichkeitserkenntnis und dichterische Veranschaulichung ist vorüber.

Das Element des Vergleiches ist der Reflex der Dinge in der anderen, geistigen, wirklichen, lebenden Welt. Daher kommt es, daß der Vergleich in den Rätseln so überwiegend häufig eine Beseelung der Dinge enthält. Daß diese Beseelung der Dinge, diese ihre Versetzung in die Welt des Lebens nicht ohne weiteres Realitäten schafft oder darstellt, auf dieser kritischen Erkenntnis wächst das Rätsel; mit ihr spielt es.

Das ist das begriffliche Element im Rätsel, das, was man meint, wenn man das Rätsel ein Spiel des Witzes, des Verstandes, des Scharfsinns genannt hat.

Aber was hier ſpielt, iſt doch eigentlich die Phantaſie, die nur durch die Übung des begrifflichen Elements beweglicher geworden iſt und ſozuſagen ein Selbſtbewußtſein ihrer ſchöpferiſchen Kraft bekommen hat.

Wir haben dieſe Entwicklung am nordgermaniſchen Rätſel verfolgt, weil keine andere Literatur meines Wiſſens den Übergang von der Weisheitsfrage zum eigentlichen Rätſel ſo langſam und plaſtiſch widerſpiegelt als die altisländiſche.

Vor ſich gegangen iſt aber jene Aufhellung des menſchlichen Geiſtes, die ſich darin ausdrückt, ſchon früher und öfter. Am grundſätzlichſten und gründlichſten wohl im alten Griechenland.

Möglichenfalls treffen wir hier auf einen der Hauptanſtöße zu ihr.

Wir vergegenwärtigten uns ſchon früher einmal, daß die Orakel, auch die griechiſchen zu Delphi, Traumorakel geweſen ſind, die urſprünglich als Befragungen von Totengeiſtern aufgefaßt wurden. In dieſen Traumbildern fanden wir die älteſten uneigentlichen Rätſel. Sie waren noch ſehr ernſt; ja, ſie waren faſt

ein Ausdruck für den letzten Ernst der Dinge selbst. Deshalb konnte man an ihnen die Weisheit prüfen. Die älteste Weisheit war Traumdeutung.

Wir haben nun in der ältesten griechischen Anekdotenliteratur, wie sie von Herodot überliefert und also für die Zeit um 500 v. Chr. als volkstümliche Überlieferung gesichert ist, eine ganze Reihe von Orakelsprüchen. In fast allen kommt es darauf an, daß für ein Bild die richtige Bedeutung gesucht wird. Und in den meisten von ihnen ist dasjenige, was das Volksdenken beschäftigt hat, die Zweideutigkeit: daß das Bild seinem nächsten Verständnis nach etwas anderes sagte, als sich nachher als die eigentliche Meinung erwies.

Hier scheint mit Händen zu greifen, daß der Anstoß zur Kritik am Urzeitglauben bei den Weisen selbst lag, die ihre Deutung der Traumstimmen zu rechtfertigen suchen mußten und das am leichtesten erreichten, indem sie die Beziehungen beweglich machten. Man muß sich

auch hier hüten, bewußten Betrug vorauszuſetzen. Die Traumdeuter fühlten ſich bei einem Nichteintreffen ihrer Sprüche durchaus nicht ertappt oder auch nur widerlegt, ſondern ſie fanden, daß etwas verſehen ſein müſſe, und ſuchten darnach. Bei dieſem Suchen geriet man auf die Möglichkeit verſchiedener Beziehungen der einzelnen Vorſtellungen und Worte.

Die berühmteſten dieſer Orakelanekdoten ſind die von Kröſos und Kyros. Kröſos erhält das Orakel, er werde ein großes Reich zerſtören, wenn er gegen Kyros ziehe, und das andere, Grund zur Furcht ſei erſt, wenn ein Maultier über die Meder herrſche. Als er beſiegt und gefangen mit Kyros Erlaubnis ſeine Ketten nach Delphi ſchickt und über ſein Geſchick und ſeine Täuſchung durch den Gott Klage führt, wird ihm die Antwort, er habe allerdings ein großes Reich zerſtört, nämlich ſein eigenes, und Kyros als Sohn eines Perſers und einer Mederin ſei ein Maultier; es ſei Schuld des Kröſos, daß er nicht weiter und genauer

gefragt habe. Wir pflegen in dieſen Geſchichten einen Witz zu empfinden; das Charakteriſtiſche für jene Zeit iſt aber, daß Herodot offenbar ganz anders fühlt: „Und als Kröſos die Antwort des Gottes vernommen hatte, erkannte er, daß ſein die Schuld und nicht des Gottes."

Wir ſehen hier auf eine Zwiſchenſtufe. Man iſt noch nicht zum offenen Herauslachen gekommen. Ja, die Kritik ſteht noch im Dienſt der Verteidigung des Traum- und Orakelglaubens. Und doch haftet das Intereſſe ſchon ganz und gar an der lachenden Enthüllung von etwas falſch Geglaubtem.

Dabei zeigen die einzelnen Stücke, die Herodot überliefert, eine ſehr deutliche Entwicklung. Wir können einen älteren und einen jüngeren Typus unterſcheiden.

Im ältern handelt es ſich nur einfach darum, einen gegebenen Bildſpruch richtig zu deuten, im jüngeren ergötzt man ſich an der begrifflichen Zweideutigkeit.

Als Piſiſtratos zum drittenmal nach Athen zurückkehrte, lagerten ſich die Ver-

teidiger Athens vor der Stadt, ſpeiſten, ſchliefen oder würfelten. Zur ſelben Zeit trat dem Piſiſtratos ein Seher entgegen und ſprach:

„Ausgeſpannt iſt jetzo das Netz und der Hamen geworfen,
Und bald ſtrömen hinein Tunfiſche bei nächtlichem Mondglanz."

Piſiſtratos ließ ſich durch das Bild ermutigen, heißt es, griff die überraſchten Feinde an und beſiegte ſie.

Zu jenem älteren Typus gehört auch jenes Orakel über das Grab des Oreſtes. An deſſen Beſitz war der Sieg im Kampf um Tegea geknüpft, und das Orakel beſchrieb den Ort folgendermaßen:

„Dort wo Tegea liegt in Arkadiens mächtiger Ebne,
Allda wehn zwei Winde, getrieben von mächtigem Anhauch,
Da iſt Schlag und dagegen ein Schlag, Unheil auf Unheil:
Allda birgt Agamemnons Sohn die ernährende Erde,

Bringſt du ſelbigen heim, wird Tegea
bald dir gehorchen."

Die Auflöſung bringt die weitere Erzählung des Herodot, die hier folgen möge: Die Spartaner konnten den Sinn des Orakels zuerſt nicht entziffern und das Grab nicht finden. Nun beſuchte einſt zur Friedenszeit einer von ihnen einen Schmied in Tegea und ſah zu, wie das Eiſen gehämmert wurde, und verwunderte ſich, als er ſah, wie das gemacht wurde. Und als der Schmied merkte, daß er ſo verwundert war, hielt er ein mit der Arbeit und ſprach: „Wahrlich, mein Freund aus Sparta, du würdeſt dich ganz anders gewundert haben, wenn du geſehen hätteſt, was ich geſehen habe, da du ſchon jetzt ein großes Wunder machſt aus der Schmiedearbeit. Ich wollte mir nämlich hier in meinem Hofe einen Brunnen machen und im Graben ſtieß ich auf einen Sarg, der war ſieben Ellen lang. Weil ich aber nicht glauben wollte, daß die Menſchen dazumal größer geweſen als

jetzt, machte ich ihn auf und ſah den Leichnam ſo lang wie den Sarg. Und ich maß ihn und ſchüttete es dann wieder zu.“ Alſo erzählte der Mann, was er geſehen. Der Spartaner aber dachte dieſer Erzählung nach und ſchloß aus ihr, das ſei Oreſtes nach dem Götterſpruch. Er ſchloß nämlich alſo: Des Schmiedes zwei Blaſebälge wären die zwei Winde; der Ambos und der Hammer, das wären der Schlag und dagegen ein Schlag; das gehämmerte Eiſen wäre das Unheil auf Unheil, nämlich auf die Art, weil das Eiſen zum Unglück der Menſchen entdeckt worden iſt. Alſo ſchloß er und kam heim nach Sparta und erzählte die Geſchichte.

Die Art dieſer Orakel hebt ſich doch auf das Charakteriſtiſchſte von dem jüngeren Typus jener Kröſosorakel ab, in denen es — wenigſtens in dem von dem großen Reich — nicht auf das Zuſammenſehen eines Bildes und einer Wirklichkeit ankommt, ſondern auf die logiſche Zweideutigkeit der Beziehungen.

Dem eigentlichen Rätſel näher ſteht der

ältere Typus, wie denn das Orakel vom Grab des Oreſtes eigentlich nur aus der Geſchichte losgelöſt und als ſelbſtändige Weisheitsfrage aufgegeben zu werden braucht, um ein richtiges und ſehr gutes Anſchauungsrätſel zu geben. Der zweite Typus aber ſcheint zu zeigen, daß die Entwicklung ſehr ſchnell über das Anſchauungsrätſel hinweggehen, es vielleicht gar nicht erſt recht zu ihm kommen laſſen werde.

Das finden wir in der Tat bewahrheitet.

Die älteſte uns literariſch beſtätigte Form, welche man bereits geradezu als eigentliches Rätſel bezeichnen kann, obwohl ſie noch immer nicht ganz aus dem Zuſammenhang einer halb Orakel-, halb Halslöſungsgeſchichte gelöſt iſt, ſtellt jenes burleske Rätſel dar, an deſſen Löſung Homer geſtorben ſein ſoll. Nach einer Notiz bei dem Kirchenvater Hippolyt hat ſchon der Philoſoph Heraklit von Epheſus um 500 v. Chr. es zur Veranſchaulichung des Satzes zitiert, daß das Offenbare nicht allen offenbar iſt, damit den Charakter des Rätſels als Weisheitsfrage beſtätigend. Dem Homer ward das Orakel, er ſolle ſich hüten vor Kinderrätſeln. Einſt in ſeinem hohen Alter ſoll er Fiſcherknaben gefragt haben, was ſie gefangen hätten. Sie antworteten:

„Was wir erjagten, iſt fort, was nicht, das tragen wir heimwärts!“

Homer dachte natürlich an Fiſche und wußte nichts damit anzufangen. Er ſtarb aus Gram darüber, daß er ein Kinderrätſel nicht löſen konnte. Die Knaben aber gingen heimwärts, in Kleidern und Haaren mit ſich tragend, was ihnen nicht gelungen war, zu fangen.

Alt iſt das Rätſel ſicher; anderthalb Jahrhunderte nach Heraklit gebrauchte es der Athener Demetrius Phalereus, Gelehrter und Staatsmann, bereits ſprichwörtlich: es ſei, ſagt er, mit den attiſchen Silberbergwerken ähnlich wie im Rätſel: „was ſie empfingen, das hätten ſie nicht behalten, und was ſie hatten, das hätten ſie verloren“: die Unkoſten zehrten den Gewinn auf. Und ſpäter taucht es unter den Wandinſchriften zu Pompeji auf.

Auch hier iſt der ſpringende Punkt nicht ſowohl das Anſchauungsbild, das als ſolches höchſt mäßig iſt — ein Fiſchen in Haaren! — als vielmehr die Zweideutigkeit der logiſchen Beziehungen.

Noch ſtärker tritt das in einem anderen alten Rätſel hervor, das kein gerin-

gerer als Plato zuerſt bezeugt hat, allerdings nicht gerade mit freundlichen Worten. Er ſagt, die Bemühungen derer, die ſich ſophiſtiſch mit den Relativitäten herumplagen, glichen „den doppelſinnigen Reden bei Gaſtmählern und dem Kinderrätſel vom Wurfe des Eunuchen nach der Fledermaus, worin ſie auch darüber rätſeln, worauf der Vogel ſitzt, als der Eunuch ihn trifft".

Ziemlich genau zu dieſer Beſchreibung paſſend finden wir das Eunuchenrätſel fünfhundert Jahre ſpäter aufgezeichnet. In der Form eines noch ſpäter aufgeſchriebenen Verſes lautet es ſo:

„Ein Mann, kein Mann den Vogel, keinen Vogel, der
Auf einem Holze, keinem Holze ſitzen tat,
Mit einem Steine, keinem Stein zu Tode ſchmiß."

Ein Eunuch warf eine Fledermaus, die auf einem Holderbaume ſaß, mit einem Bimsſtein zu Tode.

Man hat ſich mit dieſem Rätſel noch

viel beſchäftigt und es weiter ausgebaut; zum Beiſpiel daß der Mann den Vogel ſah, nicht ſah, weil er nämlich ſchielte oder weil er einäugig war.

Man wird bemerken, daß dies Rätſel, das nach Platos Ausſage zu ſeiner Zeit ein Kinder- und Gaſſenrätſel war, ſich ſehr weſentlich von den älteſten nordiſchen Rätſeln unterſcheidet.

Im isländiſchen Nebelrätſel, im Wellenrätſel, wie in denen vom Goldſchmiedshammer, ja von der Zwiebel, und ſo in den meiſten der Heidrekrätſel, handelt es ſich, kann man ſagen, geradeswegs um dichteriſche Anſchauungen. Sie verraten ſich noch innerhalb der Anſchauung als rein dichteriſch unreal, aber als ſolche, als dichteriſche Anſchauungen bleiben ſie beſtehen. Und ſo ſteht es auch mit einigen wenigen der älteſten griechiſchen Rätſel. Mit jenem Orakel vom Grab des Oreſtes und mit dem Sphinxrätſel.

Ganz anders in dem Eunuchenrätſel. Hier kommt eine Geſamtanſchauung kaum zuſtande, und ſoweit ſie trotz

der Negationen doch ſich bildet, betrifft ſie einen Vorgang von alleräußerſter Gleichgültigkeit, der auch ſelbſt vom Rätſel gar nicht erreicht wird, ſondern offenbar nichts iſt als ein willkürlich konſtruierter Vorwand für Begriffsanalyſen. Denn darum handelt es ſich; es handelt ſich darum, daß man etwas unter dem einen Begriff als einen Mann, unter dem anderen als nichtmännlich, unter dem einen Begriff als Vogel, unter dem anderen als nicht zu den Vögeln gehörig bezeichnen kann. Es handelt ſich nicht um das Bild, die Anſchauung, ſondern um das Begriffsſpiel. Gerade das anſchauungsfeindliche, anſchauungzerſetzende Moment des begrifflichen Denkens ſteht hier im Mittel.

Aber dies iſt in der Tat das Charakteriſtikum der ſophiſtiſchen Aufklärungsarbeit, mit der Plato es vergleicht. Nur iſt es auch das Merkmal ſeiner wie ſchon des Sokrates eigener Philoſophie, ſoweit ſie kritiſch iſt. Schreiten nicht im Grunde die Dialoge des Sokrates, ſowohl die von

Plato als die von Xenophon überlieferten, in lauter Rätſelfragen vorwärts? Was beidem, dem Denken der Sophiſten und dem des Sokrates und Plato gemeinſam iſt, das iſt, daß ſie ſich mit der Verſchiedenheit der Beziehungen beſchäftigen, die ein Begriff zu den Sachen hat, die er unter ſich begreift. Sie fußen darin beiderſeits auf der Einſicht in die Unwirklichkeit dieſer Beziehungen. Nur daß die Sophiſten in dieſer Einſicht und ihren negativen Möglichkeiten hängenbleiben, die Sokratiker kritiſch weiterſchreiten.

Wir haben aber bereits erkannt, daß das eigentliche Weſen des Rätſels darin beſteht, daß es mit der Einſicht in die Unwirklichkeit der begrifflichen Beziehungen ſpielt.

Jene Platoniſche Gleichſetzung der Sophiſtik mit dem Rätſel hat alſo auch hiſtoriſch angeſehen einen guten Sinn, der über das, was Plato damit ſagen wollte, weit hinausgeht: Wie bei den Hebräern das Traumrätſel in die große Kunſtform der prophetiſchen Viſion überging, ſo erwuchs den Griechen die dia-

lektiſche Philoſophie aus der Weisheitsrätſelfrage. Und ſo iſt es gekommen, daß die Griechen in ihren Rätſeln mehr das zum Ausdruck gebracht haben, daß ſie das Volk der Philoſophen, als daß ſie das Volk der Künſtler waren. In der Maſſe der uns überlieferten Rätſel der Griechen zeigt ſich weniger die Freude an der Geſtalt als die an der Auflöſung der Geſtalt und an einem Begriffsſpiel, für welches die Geſtalt nur ſozuſagen das corpus vile iſt, der wertloſe Übungsgegenſtand.

Man wird ja ſagen können, daß dies die beiden hauptſächlichſten Pole der griechiſchen Kultur geweſen ſind, der Drang zur Geſtaltung und der Drang zur Kritik. Beide ſind an ſich unendliche Bewegungen. Die Kritik hat in ſich ſelbſt keinen Anlaß, vor der völligen Auflöſung aller Geſtalt aufzuhören. Ebenſo hat der Drang der Phantaſie von ſich aus keinen Anlaß, davon abzulaſſen, die Welt mit ihren Schöpfungen zu füllen und ſie zu verdoppeln und zu vervielfachen. Nur wo Lebensnotwendigkeiten oder durch ſie

erzogene ſtarke Perſönlichkeiten beides, Schöpfung und Kritik, gleichermaßen in der Gewalt behalten und aufeinander wirken laſſen können, entſteht eine höhere Kultur. Wo eines von beiden aus der Spannung herausfällt, zerſetzt ſich die Kultur, ſei es, daß ſie in indiſche Formloſigkeiten oder in alexandriniſche Spitzfindigkeiten auseinandergeht. Meiſt wird man finden, daß auch das andere Element vorhanden bleibt und Ausſchweifungen auf eigene Fauſt unternimmt. Neben den indiſchen Formloſigkeiten gehen die ſpitzfindigſten Künſteleien her, und die alexandriniſchen Auf-, Aus- und Auseinanderklärung wird von dem kompakteſten Geſpenſter- und Myſterienwuſt begleitet.

Das griechiſche Rätſel hat ſich nach nur kurzem Schwanken auf die Seite der begrifflichen Aufklärung geſtellt; es hat damit gezeigt, wie ſtark volkstümlich dieſer Trieb war, in deſſen einſeitiger Ausbildung und Auswirkung die griechiſche Kultur unterging.

Wir müſſen hier, bevor wir weitergehen, eine neue Entwicklungslinie nachholen.

Die Maſſe der von Ariſtoteles aufgelöſten Kunſtgriffe der Sophiſtik ſind ihrem Weſen nach einfach Rätſel. Unter dieſen Rätſeln ſind manche, von denen wir uns wundern könnten, wie man ſie einer philoſophiſchen Auflöſung wert halten konnte, Rätſel vom Schlage unſres:

„Zehn Finger hab ich an jeder Hand,
Fünfundzwanzig an Händen und Füßen!“

welches bekanntlich durch die Betonung gelöſt wird:

„Zehn Finger hab ich: an jeder Hand fünf, und zwanzig an Händen und Füßen!“

Man kann dieſe Rätſel nicht über-

ſetzen; die ſprachlichen Möglichkeiten laufen natürlich anders im Griechiſchen als im Deutſchen. In einem heißt es z. B.: „Fünfzig der Männer hundert tötete der göttliche Achilleus". Nach der griechiſchen Wortſtellung kann das je nach der Betonung bedeuten: „Von fünfzig Männern tötete hundert Achilleus", und ſo ſprach man es natürlich, wenn man es als Rätſel aufgab, „wie ging das zu?" Es ging ſo zu, daß der Vers bei anderer Betonung bedeutete: „Fünfzig von hundert Männern tötete der göttliche Achilleus."

Man verſteht nicht, wie man ſich mit ſolchen Kinderſcherzen ernſtlich beſchäftigt haben kann. Auch hier kommt wieder alles darauf an, daß man ſich das ganz andersartige urzeitliche Denken vorſtelle, dem jene Zeit ſich eben erſt entrungen, mit deſſen Nachgefühl ſie aber noch zu kämpfen hatte. Ohne dieſen Hintergrund iſt ja die Sophiſtik ſelbſt und der Eindruck, den ſie hervorbrachte, nicht zu verſtehen, auch manche lange Ausführungen in ihrem Geſchmack noch bei Plato.

Haben für das urzeitliche Denken die Begriffsbeziehungen, z. B. in einem Vergleich, noch eine viel realere Bedeutung als für uns, ſo haben es auch, und zwar aus denſelben Gründen, die ſprachlichen Beziehungen, ſelbſt ſo etwas Zufälliges wie der Gleichklang.

Nahm der urzeitliche Menſch, wie wir ſahen, eine Ähnlichkeit oder einen gleichartigen Eindruck als Beweis für eine innere myſtiſche reale Beziehung zwiſchen beidem, ſo faßte er natürlich einen Gleichklang in der Bezeichnung, welche die Sprache — vielleicht auf ſehr zufälligem Wege — zwiſchen zwei Dingen hergeſtellt hatte, ebenſo real auf.

Schon Herder, der ſo viele von den Anſchauungen über primitive Völker und ihre Dichtung vorweggenommen hat, die wir durch langwierige und eindringende Forſchungen uns erworben haben, wurde darauf aufmerkſam. Er wies darauf hin, daß die unzähligen ſchwer oder gar nicht überſetzbaren, das ganze Alte Teſtament durchziehenden Wortſpiele einen ganz an-

deren, viel ernſteren Sinn haben als bei uns. Nur kannte er die Gründe dafür nicht, welche wir kennen. „Solange eine Nation ſinnlich denkt," ſagt er, „ſolange ſie die Sprache in Mund und Ohr, nicht in Buchſtaben und Augen mit ſich trägt, ſind ihr dergleichen Schälle als Stimmen der Erinnerung ſo angenehm als unentbehrlich." Das iſt ſicherlich ſehr richtig, aber es iſt nicht der eigentliche Grund, aus dem die ſinnlichen Völker die Wortſpiele ſo ernſt nehmen. Gewiß brachten dieſe Wortſpiele eine oft ganz außerordentliche Wucht und Behaltbarkeit für das Gedächtnis in die Sätze, aber das war der Erfolg, nicht der Grund, wenigſtens nicht die Meinung. Das Wortſpiel hatte vielmehr etwas unmittelbar Beweiſendes. Manchmal durchaus nicht im Sinne von etwas „Angenehmem". Daß der „Ausſpruch" Gottes, den die Propheten zu verkündigen hatten, zugleich eine „Laſt" war — denn für beides gab es dasſelbe Wort „maſſah" — empfanden ſie bitter genug. Jeremias muß dem Volke ſehr ernſtlich verbieten,

dieſen Gleichklang zu benutzen; ſonſt würde es dadurch ſich ſelbſt Gott zur „Laſt“ machen, und Gott werde dieſe „Laſt“ abwerfen. Und noch das neuteſtamentliche Wort von den unerträglichen Laſten, welche die Phariſäer den Menſchen auferlegen, ohne ſie tragen zu helfen, war jedenfalls in ſeiner Urform in dieſer Wortgleichheit verankert.

Auch hier läßt ſich die Entwicklung aus der Zeit des Zauberglaubens her verfolgen.

Die ägyptiſchen Zauberprieſter waren überzeugt, mit dem geheimen wahren Namen des vielnamigen Sonnengottes Re Macht über alles mögliche zu gewinnen, über was Re ſelber Macht hatte.

Sie erzählten eine lange Geſchichte davon, wie ſie in den Beſitz dieſes Namens gekommen ſeien, den der Gott ſelbſt vor den anderen Göttern geheimhielt: wie Iſis ihn überliſtet habe.

Sie ſchuf einen Wurm, den legte ſie auf den Weg, den der Gott gehen mußte, wenn er ſeine beiden Länder Ägypten beſehen wollte, was er alle Tage tut. Da ſtach ihn der Wurm und der Gott ſchrie, daß ſeine Stimme zum Himmel drang. Das Gift hatte ſeinen Leib ergriffen, wie der Nil das Land ergreift.

Und indem der Gott klagte, ſprach er auch dieſe Worte: „Ich habe nie ein ſolches Leid gekoſtet, wie dieſes. . . . Ich bin der Fürſt, der Sohn eines Fürſten, der Gottesſame, der zum Gott wurde. Ich bin der Große, der Sohn eines Großen. Mein Vater und meine Mutter haben meinen Namen erdacht. Ich bin der Vielnamige und Vielgeſtaltige. Meine Geſtalt iſt in jedem Gotte. Man nennt mich Atum und Horus heken. Mein Vater und meine Mutter haben mir meinen Namen geſagt; er iſt in meinem Leibe verborgen ſeit meiner Geburt, damit nicht Zauberkraft gegeben werde einem, der gegen mich zaubern will. Als ich ausging, um zu beſehen, was ich gemacht habe, und mich in den beiden Ländern erging, die ich geſchaffen habe, da verletzte mich etwas, was ich nicht weiß. Es iſt nicht Feuer und iſt nicht Waſſer, aber mein Herz iſt in Glut, mein Leib zittert und alle meine Glieder frieren.“ Allmählich nahte ſich ihm Iſis und ſie ſprach zu Re:

„Sage mir deinen Namen, mein göttlicher Vater, der Mann, deſſen Name genannt wird, bleibt leben.“

Der greiſe Gott antwortete:

„Ich bin der, der Himmel
Und Erde machte,
Der die Berge knotete
Und ſchuf, was darauf iſt.
Ich bin der, der das Waſſer machte
Und die Himmelsflut ſchuf . . .
Ich bin der, der den Himmel machte
Und ſeinen Horizont geheim machte;
Ich habe die Seelen der Götter in ihn geſetzt.
Ich bin der, der die Augen öffnet,
So wird es hell,
Und wenn er die Augen ſchließt,
So wird es finſter.
Der, auf deſſen Befehl das Waſſer des Nils ſtrömt,
Aber die Götter kennen ſeinen Namen nicht.
Ich bin der, der die Stunden machte
Und die Tage ſchuf.
Ich bin der, der das Jahr eröffnet

Und den Strom ſchafft.
Ich bin Chepre am Morgen
Und Atum, der am Abend iſt."

Aber das Gift wich nicht und Iſis ſagte: „Dein Name iſt nicht bei dem, was du mir geſagt haſt. Sage ihn mir, ſo geht das Gift heraus; der Mann, deſſen Name geſagt wird, bleibt leben."

Da ſagte der Gott zu Iſis: „Mein Name ſoll aus meinem Leibe in deinen Leib übergehen." Und weiter, daß ſie ihn verbergen und nur ihrem Sohne Horus ſagen ſolle, der Name ſei ein kräftiger Zauber gegen jedes Gift. Von Horus haben alſo die Zauberer ihn gelernt.

Jedem Leſer wird einfallen, welche Rolle die Vorſtellung vom Namen, ſei es dem Namen Gottes, ſei es dem Namen, den Gott den Menſchen gibt, auch in den Urkunden unſrer Religion ſpielt: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du biſt mein!"

Und beim Namen der Gottheit — „im Namen des Vaters und des Sohnes und

des heiligen Geiſtes" — zaubern bekanntlich noch heute unſre weiſen Frauen auf dem Lande. Ganz allgemein auch wird im „Volke" die Segnung der Hoſtie im Abendmahl ebenſo aufgefaßt, ſei es nun zuſtimmend oder in höhniſcher Kritik.

Wir ſahen ſchon früher und verſtehen es in dieſem neuen Zuſammenhang neu und beſſer, daß im Albtraumrätſel in der älteſten Zeit es ſich um die Erratung des Namens des Quälgeiſtes handelt. Wer den Namen weiß, der hat die Macht über ihn und kann „gegen ihn zaubern".

Und ebenſo wird es uns jetzt verſtändlich werden, weshalb die älteſte Weisheitsprüfung und zum Beiſpiel noch die beiden Weisheitsrätſellieder der Edda ſich ſoviel mit der Benennung von allen möglichen Dingen befaſſen. Mit jedem Namen geht irgendwie durch das Ohr ein Stück Macht „in den Leib" über.

Der geheime Name wird natürlich der ſein, den die Götter über den Menſchen oder die Sache wiſſen. Dieſe Vorſtellung iſt in der Zeit des Zauberglaubens weit

verbreitet. Ein uralter Spruch der Ägypter, mit dem ſie wohl die Himmelsleiter für ihre Toten zur Verfügung zaubern wollten, lautete:

„Komme moket,
Komme poket,
Komme dein Name, den die Götter
ſagten!“

„Moket“ heißt die Leiter, „poket“ wird der Name ſein ſollen, den die Leiter bei den Göttern hatte, „den die Götter ſagten“.

Hier ſehen wir zugleich in die Vorgeſchichte des Reimes hinein. Das urzeitliche Vorſtellen glaubte die Dinge, deren Namen ſich reimten, in einem myſtiſchen Zuſammenhang.

Natürlich hat auch hier die Erkenntnis der Unwirklichkeit der Klangbeziehungen, ihrer Willkürlichkeit und Zufälligkeit, die Stimmung völlig zum Umſchlagen gebracht, und an die Stelle des Grauens das übermütigſte Gelächter geſetzt.

Am lauteſten iſt dies Gelächter wohl bei den klangfreudigen Arabern erklungen,

bei denen die Luſt am Hin- und Herwerfen der Wortformen ſchier unerſchöpflich geweſen zu ſein ſcheint. Die von Rückert unübertrefflich nachgedichteten Makamen des Hariri (um 1100 n. Chr.) verlaufen ganz und gar in ſolchen Wortſpielen. Im Märchen kommt es vor, daß man Roſen lacht, und ſo entſtehen hier ganze Roſengärten von gelachten Rätſelblumen.

Aber wenn es auch wahr iſt, daß hier der Wortwitz und, was ja faſt dasſelbe beſagt, das Worträtſel ſeine üppigſte und gerade deshalb am erſten erträgliche Blüte gefunden hat, — zu Hauſe ſind beide ſeit der ſophiſtiſchen Zeit auch in Griechenland geweſen.

Wir haben ſchon geſehen, daß in den griechiſchen Rätſeln ſich mehr die Freude an der Aufklärung, an der Zerſetzung der Bilder ſpiegelte, welche die ältere Phantaſie geſchaffen hatte, als die Freude am Bild und der Anſchauung als ſolchen. Das wurde in ſteigendem Maße das Charakteriſtikum der griechiſch-römiſchen Rätſel. Und dies Element, die überlegene Freude an der verſtändigen, begrifflichen Auflöſung der feſten Geſtalten iſt es nun auch, was für die humaniſtiſche Aufklärung entſcheidend war, als ſie dieſen Rätſeltypus aufwärmte.

Wir haben unzählige Rätſel und auch ganze Sammlungen aus dieſer Zeit und von dieſem Typus.

Nur über eine einzige dieſer Sammlungen wollen wir ausführlicher berichten, weil ſie durch die Perſon ihres Verfaſſers und auch durch ihre beſondere

Form bedeutend iſt. Es ſind die Rätſel, die Lionardo da Vinci hin und her auf ſeine Papiere geſchrieben und welche Marie Herzfeld in ihrer Auswahl und Überſetzung Lionardoſcher Texte als letztes Kapitel zuſammengetragen hat.

Die Rätſel ſind ausnahmelos in Form von Prophezeiungen niedergeſchrieben, und man hat wohl mit Recht eine traveſtierende Abſicht gegen Savonarola vermutet. Alles, was von dieſen „Prophezeiungen" Lionardos ſich datieren läßt, iſt 1497 zuſammengeſtellt, d. h. in der Zeit der höchſten Blüte Savonarolas. Und es handelt ſich darum, daß Dinge im apokalyptiſchen Tonfall geſagt werden, die, richtig verſtanden, alle Tage geſchehen; auch fallen mancherlei Hiebe auf das Mönchtum; ſo mag die Deutung Wahrſcheinlichkeit haben.

Zwar kann man einwenden, daß gerade das, was gegen das Mönchtum geſagt wird, eher für als gegen Savonarola ſpricht. Aber wenn es z. B. „Von den Skulpturen" heißt: „Weh mir! Was ſehe

ich! Der Heiland aufs neue gekreuzigt!“ und das in einem Zuſammenhange, in dem wilde und tragiſche Vorſtellungen auf lächerliche Vorgänge bezogen werden, ſo hat man in der Tat ſtark den Eindruck, daß hier eine Parole des Bilderſtürmers beleuchtet wird. Die Prophezeiung, die vorausgeht, lautet: „Die es am beſten gemacht, werden am meiſten geſchlagen werden, und ihre Kinder ihnen weggenommen, oder ſelben die Haut abgezogen oder weggeriſſen, und die werden zerbrochen und ihre Knochen zertrümmert werden.“ Wie entſetzlich! es iſt aber nach der Überſchrift „von geprügelten Nußbäumen“ die Rede.

Am genaueſten wäre wohl zu ſagen: eine Satire gegen Savonarola, die aber deſſen kirchliche Gegner mitangreift. So in der faſt eleganten Bekämpfung des Ablaſſes: „Unendliche Mengen werden öffentlich und friedlich Sachen von größtem Wert ohne Lizenz vom Beſitzer ſelbiger verkaufen, und welche niemals ihnen gehörten, noch in ihrer Gewalt waren,

und dieſem wird die menſchliche Juſtiz nicht Einhalt tun.“ Überſchrift: „Vom Verkaufen des Paradieſes“.

Die Sammlung iſt nicht ganz ſo gleichartig, wie ſie bei der überall feſtgehaltenen Prophezeiungsform ausſieht. Es gibt in ihr — wenn auch ſelten — reine Volksrätſel, z. B.: „Und es wird viele Jäger von Tieren geben, die, je mehr ſie fangen, um ſo weniger haben, und ebenſo umgekehrt um ſo mehr haben werden, je weniger ſie fangen.“ Auflöſung: „Vom Fangen der Läuſe.“ Wurde ſchon im alten Griechenland aufgegeben, wie wir ſahen, und lebt noch heute. Dazu Worträtſel, wie ſie bereits beſprochen wurden, und wie ſie in der Volksdichtung überall zu Hauſe ſind. Bei weitem aber die Mehrzahl aller ſeiner Rätſel ſind Begriffswitze.

Jenes Hauptmittel aller Rätſel, die Verſetzung in die Welt des Lebens, das, was man gewöhnlich „Perſonifikation“ nennt, muß dazu dienen, eine ernüchternde Überraſchung vorzubereiten.

Lionardo hat hier freilich eine für

ſeinen beſonderen Zweck, die Scheinprophetie, hübſche Abwandlung gefunden. Er ſtellt die Dinge, die er perſonifiziert, belebt, zugleich als tot vor und erhält ſo eine Unmaſſe von grauſigen Vorſtellungen, die ſich auf das harmloſeſte auflöſen, z. B.: „Die Bewegung der Toten wird viel Lebende mit Schmerz und Weinen und Schreien fliehen machen.“ Auflöſung: „Vom Stock, welcher tot iſt.“ In ſolchen Fällen erhält die Ernüchterung vom beſonderen Zwecke her einen äſthetiſch annehmbaren Inhalt.

Bei der Mehrzahl bekommt man ziemlich deutlich zu fühlen, daß weniger eine anſchauende Phantaſie ſie geſtaltet, als eine Begriffsmanipulation ſie zuſammengeklügelt hat. Es werden bei der Beſchreibung eines Zuſtandes oder einer Handlung eine Reihe notwendiger Mittelglieder ausgelaſſen. Da kein falſches Glied dafür eingeſetzt wird, erſcheint alles logiſch richtig, während es ſachlich falſch iſt. Z. B.: „Die Ochſen werden zum großen Teil Urſache ſein des Ruins der Städte, und

gleicherweiſe Pferde und Büffel.“ Auflöſung: „Sie ziehen die Bombarden.“

Der künſtleriſche Geſtaltungstrieb Lionardos geht darum noch nicht in die Brüche. Zumeiſt ſorgt er dafür, daß das Schlußbild, das er durch dieſe logiſchen Scherze herausbekommt, irgend etwas Eigenartiges, Grauſiges an ſich hat. So gibt es ein höchſt phantaſtiſches Bild, wenn es heißt: „Und an vielen Körpern wird man ſehen, daß ſie, wenn der Kopf ſich von ihnen hebt, ſichtbarlich wachſen, und wenn der aufgehobene Kopf ihnen zurückgegeben wird, ſie ſofort die Größe vermindern.“ Hört man dann, daß „vom Gewicht, das auf den Federkiſſen liegt“, alſo vom menſchlichen „Kopf“, aber vom „Körper“ der Federkiſſen die Rede iſt, ſo wird man die Beziehungen zuſammenklauben können. Aber nur eine nicht mehr geſunde Phantaſie wird an dieſen Künſteleien Freude haben. Und dazwiſchen findet man bei demſelben Lionardo oft in der gleichen Reihe und deshalb doch wohl durch denſelben logiſchen Prozeß angeregte oder

doch hindurchgegangene Bilder, die groß ſind und bei der Auflöſung ſich nicht in eine Künſtelei verwandeln, ſondern eine erhöhte Anſchauung deſſen bleiben, was gemeint iſt. In ſolchen Fällen iſt alſo die künſtleriſche Anſchauung ſtärker geblieben und hat ſich die logiſche Manipulation dienſtbar gemacht. Wenn es heißt: „Es wird unter der Erde hervorkommen, was mit furchtbarem Schrei die umſtehenden Nachbarn entſetzen und mit ſeinem Atem die Menſchen töten wird und Städte und Kaſtelle zerſtören", und die Überſchrift ſagt, daß es handle „von den Bombarden, die aus der Grube und der Form hervorkommen", ſo kann man vielleicht über den Anfang, das Hervorkommen aus der Form zweifeln — da ſie bei der Auflöſung nicht mehr im Bilde bleibt —, aber die Hauptvorſtellung nachher iſt hinreißend groß und verliert durch die Auflöſung nicht. Ebenſo wenn es heißt: „Das Waſſer des Meeres wird ſich über die hohen Gipfel der Berge zum Himmel erheben und auf die Wohnungen

der Menſchen herabfallen. — Nämlich in Wolken", ein Bild, das für uns nichts Überraſchendes mehr hat, aber hier noch neu berührt. Und ſelbſt eine ſo ſtark begrifflich vermittelte Anſchauung wie die, daß die Menſchen aus den entlegenſten Ländern einer mit dem andern ſprechen und ſich antworten werden: „Vom Briefeſchreiben aus einem Land in ein anderes", hält ſich doch der Löſung gegenüber als Bild.

Aber wo bleibt die Anſchauung in ſolchen Rätſeln wie dem „von den Federn in den Betten", „die geflügelten Tiere werden mit ihren eigenen Federn die Menſchen aufrechterhalten"? „Die Federn werden die Menſchen gleichwie Vögel gegen den Himmel heben — nämlich durch die Bücher, ſo dieſe Federn gemacht", oder: „Viele, die vor dieſer Zeit vom Feuer zerſtört wurden, werden vielen Menſchen die Freiheit rauben": „Von den Steinen, ſo in Kalk verwandelt ſind, und aus denen man die Gefängniſſe mauert"!

Manche bei aller Künſtelei ganz witzig:

„Die Menſchen werden tot durch ihre eigenen Eingeweide gehen“: „Vom Leben der Menſchen, die jedes Jahr ihr Fleiſch wechſeln.“ Oder: „Es werden von ihnen ihre Ernährer umgebracht werden und mit unbarmherzigen Tode gegeißelt“: „Von den Dingen, die man ißt, die man vorher tötet.“

Man möchte zweifeln, ob es noch eine geſunde Freude am Schauen iſt, die hier ſich ausſpricht, oder nicht vielmehr die ſophiſtiſche Luſt an der Nichtigkeit deſſen, was groß und hoch, an der Auflöſung deſſen, was feſtes Gebilde ſchien.

Es ſcheint, als offenbare ſich in Lionardos Rätſeln etwas Ähnliches wie in den griechiſchen. Gewiß iſt Lionardo und ſeine Zeit, was die Kraft des Könnens anbetrifft, ein Gipfel mittelalterlicher Kultur, und wenn man ſeine Rätſel nur auf die Plaſtik der Bilder hin anſieht, die zur Entzifferung geboten werden, ſo offenbaren ſie eine in Erſtaunen ſetzende Geſtaltungskraft. Man vergißt nicht, daß man es mit einer der ſtärkſten Künſtler-

naturen zu tun hat, die es gegeben hat. Aber er ſtand zugleich auf der Grenze. Nach ihm kam die wiſſenſchaftliche Periode, in deren Ausgängen wir leben. Und in den Rätſeln Lionardos zeigt ſich ebenſo ſtark die beginnende Aufklärung und Zerſetzung als die Kraft der ausgehenden Kunſtkultur. —

Dies iſt die griechiſch-römiſch-humaniſtiſche Entwicklung. Und ſie iſt die, welche unſere Auffaſſung des Rätſels als einer Verſtandes- und Scharfſinnsübung hervorgebracht hat.

Unſer modernes Kunſträtſel ſteht denn auch überwiegend auf dieſem Boden. Das eigentümliche Gefühl der Ödigkeit, das wir den modernen Rätſeln gegenüber haben, wie ſie auf den letzten Seiten unſerer Zeitungen ſtehen, ſtammt daher. Es wird in künſtleriſcher Form unkünſtleriſche Arbeit verlangt, und wenn die geleiſtet iſt, bleibt nichts übrig.

Eine apokalyptiſche Dichtung Lionardo da Vincis

Vorbemerkung

Man darf ſich ein Werk Lionardos, ſei es auch nur ein Notizenentwurf, nie als unbedeutend vorſtellen. Deshalb ſei die Pauſe, die hier entſteht, wo unſre geſchichtliche Darſtellung am Ende iſt, und wir uns dazu wenden, von der Bedeutung des Rätſels zu ſprechen, mit dem Verſuch ausgefüllt, eine Wiederherſtellung der kleinen Dichtung zu geben. So wie man ſich denken kann, daß ſie Lionardo vorgeſchwebt hat, und wie er ſie vielleicht hätte ausführen mögen. Es iſt natürlich dafür nur das Beſte genommen worden, nur etwa der dritte Teil des von Frau Herzfeld vorgelegten Stoffes. Alles das, was man ſich vorſtellen kann, das Lionardo ſelbſt aus den Notizen herausgeſichtet haben würde, wenn er in einer guten Stunde darüber geraten wäre. Es ſei alſo nochmals betont: zwei Drittel des Stoffs, darunter naturgemäß alles das, was die vorhergehende Beſprechung betonen mußte, fehlt hier.

O ihr Städte am Meer! Ich ſehe eure Bürger männliche und weibliche ohn Unterſchied mit ſtarken Binden gebunden an Armen und Beinen; euren Schmerzen und der verlorenen Freiheit werdet ihr nur in tränenreichem Seufzen und Klagen Luft machen können. Denn die euch banden, die werden euch nicht verſtehen, noch ihr ſie. (Von den Kindern, die in Wickel gebunden ſind)

Städte Afrikas! In euren eigenen Häuſern werden eure Eingeborenen von grauſamen Raubtieren zerriſſen! (Von den Katzen, die die Mäuſe freſſen)

O vernunftloſe Natur! wie biſt du ſo parteiiſch geworden deinen Kindern! Den einen eine barmherzige Mutter, den andern die grauſamſte mitleidloſeſte Stiefmutter! Siehe, ich ſehe deine Kinder in die Knechtſchaft gegeben und für treuen

Dienſt mit unſäglichen Martern bezahlt. (Von den geprügelten Eſeln)

Siehe, ganze Völker, die ſich und ihre Kinder und ihre Nahrung in finſtere Höhlen verbergen. Hier in den dunklen Stätten ernähren ſie ſich, mondenlang, ganz und gar ohne Licht. O Gerechtigkeit Gottes, warum erwachſt du nicht, um deine Geſchöpfe ſo mißhandelt zu ſehen! (Von den Ameiſen)

Es kehren zurück die Zeiten des Herodes! Kinder, von Ruchloſen geſchlagen, werden den Armen ihrer Mütter entriſſen, zu Boden geworfen und zerfleiſcht! (Von Nüſſen, Oliven, Eicheln, Kaſtanien und ähnlichem)

Weh mir, was ſeh ich! Der Heiland aufs neue gekreuzigt! (Von den Skulpturen)

Von neuem ſeh ich den gekreuzigten Chriſtus verkaufen und ſeine Heiligen martern! (Von verkauften Kruzifixen)

Franziskus, Dominikus und Benediktus ſehe ich eſſen, was andere vor ihnen ſchon einmal gegeſſen haben; viele Monden lang

bleiben ſie ſprachlos ob dieſem! (Von Kindern, die geſäugt werden)

Dann erheben ſich die Tabernakel, in denen der Leib des Herrn iſt, und gehen um bei offenem Tageslicht! (Von Prieſtern, die die Hoſtie im Leib haben)

Von Oſten flieht es nach Weſten und von Süden nach Norden, im ganzen Weltall mit großem Lärmen und Wüten durcheinander geratend. (Der Oſtwind, der nach Weſten fuhr)

Maſſen des Meeres flüchten ſich gegen den Himmel. (Als Wolken)

Die großen Berge, vom Strande noch ſo weit entfernt, treiben das Meer von ſeinem Platz! (Durch die Flüſſe, welche die Erde der Berge an den Meeresſtrand tragen)

Ungezählte Leben erlöſchen und auf der Erde entſtehen Löcher über Löcher. (Vom Mähen des Graſes)

Die grauſamen Hörner der mächtigen Stiere verteidigen das nächtliche Licht gegen die Wut der Stürme. (Von den Laternen)

Mit Luſt ſehen die Menſchen ihre eigenen Werke zerreißen und verderben. (Die Schuſter)

Tot gehen ſie durch ihre eigenen Eingeweide. (Vom Leben der Menſchen, die jedes Jahr ihr Fleiſch wechſeln)

O Wunder der menſchlichen Art! Welcher Wahnſinn hat dich geleitet? Du redeſt mit Tieren aller Formen und ſie mit dir! Du ſiehſt dich von ungeheuren Höhen fallen ohne Schaden; die Wildbäche werden dich geleiten! (Vom Träumen)

Die vor tauſend Jahren geſtorben ſind, erhalten die Lebenden am Leben. (Von der Religion der Mönche, die von ihren ſchon lange verſtorbenen Heiligen leben)

Dann werden viele ſein, die Arbeit und Mühe und die Armut des Lebens verlaſſen, um in Reichtümern und ſtolzen Gebäuden zu wohnen und zu lehren, dies ſei das Mittel, ſich zu Freunden Gottes zu machen. (Von den Kirchen und Wohnungen der Mönche)

Öffentlich und friedlich bieten ſie Sachen von unendlichem Werte ohne Er-

laubnis des Beſitzers aus, und was ihnen nie gehörte, noch in ihrer Gewalt war, verkaufen ſie; und die menſchliche Juſtiz wird nicht einſchreiten! (Vom Verkaufen des Paradieſes)

In weißen Gewanden werden ſie gehen und mit Metall und Feuer bedrohen, die nichts Böſes taten! (Von den Weihrauchfäſſern)

Unſichtbare Münzen geben ſie aus und triumphieren durch ſie. (Von Mönchen, die Worte ausgeben und große Reichtümer dafür empfangen und das Paradies verleihen)

Die unglücklichen Frauen werden aus eigenem Willen gehen, den Männern ihre Ausſchweifungen und ihre geheimſten Sünden zu offenbaren. (Von den Beichtvätern)

Und wo man früher die weibliche Jugend gar nicht genug vor der Begierde der Männer und vor Raub ſchützen konnte, nicht durch die Wachſamkeit der Eltern, nicht durch die Dicke der Mauern, — ſiehe, es kommt die Zeit, da Vater

und Verwandte der Mädchen mit vielem Gelde bezahlen müſſen, die mit ihnen ſchlafen, ſelbſt, wenn ſie reich, adelig und ſchön wären! Siehe, es ſcheint, als wollte die Natur die menſchliche Gattung auslöſchen, als eine Sache, die unnütz der Welt ſei und eine Verderberin alles Geſchaffnen. (Von der Mitgift der Mädchen)

Die Bäume der großen Wälder des Taurus und des Sinai, des Apennin und des Atlas ſieht man durch die Luft eilen von Oſt nach Weſt, von Nord nach Süd, große Mengen von Menſchen entführen ſie durch die Luft! Oh, wie viele Gelübde! O wie viele Tote! O wieviel Trennung von Freunden und Verwandten! Wie viele, die nie mehr ihre Heimat wiederſehen, noch auch ihr Vaterland, die ohne Begräbnis ſterben, die Knochen in aller Welt Gegenden verſtreut! (Von der Schiffahrt)

Alle Elemente ſieht man zuſammengemiſcht mit großer Umwälzung hin und hereilen, bald gegen das Zentrum der Welt, bald gegen den Himmel und nun

vom Süden her mit großer Wut gegen den kalten Nord und vom Orient zum Okzident, und von dieser zu jener Hemisphäre. (Vom Wasser, das trübe und mit Erde gemischt fließt, und von Staub und Nebel, mit der Luft vermischt, und vom Feuer)

Alle Menschen wechseln plötzlich die Hemisphäre. (In jedem Punkte kann man die Teilung der Hemisphären vornehmen)

Dann sieht man durch die Luft und über die Erde vielfarbene Tiere mit Wut die Menschen in die Zerstörung ihres Leibeslebens tragen. (Von den Soldaten zu Pferde)

Tiere steigen aus der Erde, in Dunkel gekleidet, die in merkwürdigen Sprüngen das Menschengeschlecht anfallen. Von den wilden Bestien gebissen, vergießt es sein Blut, das sie trinken. (Erdflöhe)

Die Lüfte durcheilt die ruchlose, beflügelte Art; Menschen und Tiere greift sie an und nährt sich von ihnen mit großem Geschrei. Mit purpurrotem Blut füllt es seine Bäuche! (Mücken)

Siehe, es ſteigen Menſchen aus den Gräbern, in Vögel verwandelt; ſie fallen ihre Mitmenſchen an und reißen ihnen die Speiſen vor den Händen und von den Tiſchen weg! (Fliegen)

Wie viele, wie viele, die tot in ihren eigenen Häuſern vermodern und die Luft mit üblem Geſtanke füllen! (Muſcheln und Schnecken, die vom Meere verſchmäht, in ihren Schalen verfaulen)

Siehe, rieſige Geſtalten erſcheinen, menſchenähnlich: je näher ſie kommen, deſto kleiner werden ſie! (Vom Schatten, den der Menſch des Nachts mit dem Lichte macht)

Unter der Erde kriecht hervor, was mit furchtbarem Schrei die Menſchen entſetzen und mit ſeinem Atem ſie töten und Städte und Kaſtelle zerſtören wird. (Von den Bombarden, die aus der Erde und der Form hervorkommen)

Die hohen Mauern der Städte ſieht man drunter und drüber in ihren Gräben. (Spiegelung der Städtemauern im Waſſer ihrer Gräben)

Dann werfen der Menſchen viele, die

noch am Leben ſind, die aufgehobenen Nahrungsmittel aus ihren Häuſern hinaus zur freien Beute der Vögel und Tiere der Erde, und kümmern ſich nicht mehr um ſie. (Vom Säen)

Ich höre ein klagendes Rufen, ein lautes Geſchrei, die rauhe und heiſer gewordene Stimme derer, die unter Qualen beraubt werden und nackt und bewegungslos liegen bleiben, und das durch die Schuld des Bewegers, der alles bewegt. (Die Seidenſpindel)

In Aſche wandeln ſich die Bäume und Büſche der großen Wälder. (Von den Holzſcheiten, die verbrennen)

Die Erde wird rot von der Siedeglut vieler Tage, und die harten Steine wandeln ſich in Aſche. (Von den Ziegel- und Kalköfen)

Die Tiere des Waſſers ſterben in brodelnden Gewäſſern. (Die gekochten Fiſche)

Einen ſieht man zu dreien werden, und alle folgen ihm, und der der ſicherſte iſt, der verläßt ihn. (Sonnenſchatten und gleichzeitige Waſſerſpiegelung)

Allzu ſchnell ſchicken ſie ihren Atem hinaus, da verlieren ſie das Geſicht und alsbald alle Sinne. (Auslöſchen des Lichtes, wenn man zu Bett geht)

Oh, wie viele, denen verboten iſt, geboren zu werden! (Von den Eiern, die gegeſſen keine Küchlein geben können)

Die Erde kehren ſie um von unten nach oben und ſchauen an die entgegengeſetzten Hemiſphären und decken die Löcher der wilden Tiere auf. (Die gepflügte Erde)

Unter der Erde ſteigen die Toten empor. Sie ſchütteln ſich wild und jagen zahlloſe Menſchen aus der Welt. (Das Eiſen, das man unter der Erde hervorzieht, iſt tot; daraus macht man die Waffen, die ſo viele Menſchen töten)

O Erde, warum öffneſt du dich nicht, um in die tiefen Spalten deiner Schlünde und Höhlen hinabzuſchleudern und nicht mehr dem Himmel zu zeigen ein ſo grauſames und ruchloſes Ungeheuer!

Aus kleinem Anfang entſteht, der mit Schnelligkeit groß wird. Keine geſchaffene

Sache wird er achten; alles hat er mit ſeiner Macht in der Macht. Alles Weſen auf Erden wird er verwandeln. (Vom Feuer)

Die Bedeutung des Rätsels

Dieſe Entwicklung hat alſo das Rätſel genommen, ſeit die Träume ſich als Schäume und die geheimnisvollen Beziehungen, welche Phantaſie und Nachſinnen zwiſchen die Dinge ſpannen und über deren Weſenheit die Weisheit der Alten brütete, ſich mehr und mehr als unwirkliche, nur begriffliche, ſprachliche erwieſen hatten. Das Rätſel iſt ein Spiel geworden.

Aber wir ſahen bereits, daß es nicht notwendig ein zerſetzendes Begriffsſpiel zu ſein brauchte. Wie nahe es auch liegen mußte, bei einer erſten Aufklärung ins Extrem zu gehen, — es brauchte nicht zu geſchehen. Gewiß bedeutet das echte Rätſel immer weſentlich mit, daß eine ſtarke Aufhellung und Durchleuchtung des Bewußtſeins vor ſich gegangen iſt. Die phantaſiebeherrſchte und -gebundene Welt iſt kritiſch durchgeſchüttelt und

aufgelockert; alles iſt beweglich geworden. Aber dieſe neue Beweglichkeit und Freiheit konnte ebenſo gut zur freien und bewußten Phantaſieſchöpfung führen, als zur Zerſtörung aller Phantaſiegebilde. Wer Seifenblaſen ſehen will, der muß den Tropfen aufpuſten, der an der Pfeife hängt, aber er darf ihn nicht zerpuſten.

Das Rätſel hat ja auf jeden Fall eine Seite, nach der es eine Phantaſieſchöpfung iſt, und nur, wo die Schöpfung ſichtbar und merkbar den einzigen Zweck hat, ſich zerpflücken zu laſſen, iſt das Ganze mehr eine Beleidigung als eine Freude für die Phantaſie.

Welches dieſes ſchöpferiſche Element in der Vorgeſchichte des Rätſels in der Zeit der uneigentlichen Rätſel und des Zauberglaubens war, darüber haben wir uns lange genug unterhalten. In der unbewußt traumhaft ſchaffenden Phantaſie entſtehen die bunten Bilder von der anderen mächtigeren Welt. Was bedeuten ſie? fragt das älteſte Rätſel. Und das geheime oder vielmehr inſtinktmäßige

Intereſſe daran iſt, die gewöhnliche Welt der Schwachheit und Verwirrung durch die recht verſtandenen und gebrauchten Kräfte der anderen Welt zu zwingen.

Aber welches iſt die treibende Kraft im echten eigentlichen Rätſel der ſpäteren Zeit?

In der griechiſch-römiſch-humaniſtiſchen Entwicklung iſt es, wie wir uns bewußt wurden, die Luſt am nachherigen Auflöſen; am Zuſammenfallen des ſo feſt ausſehenden Gebäudes. Nun iſt es wahr, man kann Seifenblaſen fliegen laſſen, weil ſie ſchön ſind und einige Zeit halten oder auch, weil ſie Schein ſind und bald zerplatzen. Aber auch Lionardo, der doch ſeine Rätſel um der traveſtierenden Auflöſung willen dichtete, hat offenbar an der Rätſelform etwas gefunden, das ihn, auch abgeſehen von dem Hauptintereſſe, dem Auflöſen der feſten Form, künſtleriſch intereſſierte. Was mag es ſein?

Ein glücklicher Zufall will, daß wir noch eine Sammlung von Weisſagungsrätſeln beſitzen, und daß ſie von dem-

jenigen modernen Künſtler ſtammt, der am erſten in der Umfaſſendheit ſeiner Intereſſen und darin, wie er Kunſt und Wiſſenſchaft zu vereinigen ſuchte, dem Lionardo vergleichbar iſt — Goethe. Goethe iſt zu verſchiedenen Zeiten auf dieſe Form der Anſchauung zurückgekommen; und es iſt kaum wahrſcheinlich, daß er durch Lionardo dazu angeregt iſt; beſonders beim erſten Mal 1798 in den Weisſagungen des Bakis, aber auch kaum 1821 in den Zahmen Xenien II „mit Bakis Weisſagungen vermiſcht", obwohl er damals wenigſtens Stücke aus Lionardos Nachlaß kannte. Aber auch breite Partien der Walpurgisnächte und des zweiten Teils des Fauſt überhaupt haben dieſe Form. Und daß Goethe ſich des Rätſels bewußt iſt, zeigt ſein Eingangswort zum dritten Teil der Zahmen Xenien:

„Gönnet immer fort und fort
Bakis eure Gnade!
Des Propheten tiefſtes Wort,
Oft iſt's nur Charade."

Und Goethe hat nun das künſtleriſch Reizvolle der Rätſelform unübertrefflich kurz und gut im Motto zum Bakis ſo formuliert:

„Seltſam iſt Propheten Lied;
Doppelt ſeltſam, was geſchieht."

Dies, die Luſt, die Dinge neu und ſeltſam zu ſehen, oder beſſer, ſie in ihrer urſprünglichen Neuheit und Seltſamkeit zu ſehen, über die ſprachliche Konvention hinweg — dies iſt ſicherlich die innerſte Tendenz des Rätſels, ſeit es aufhörte, Weisheitsfrage zu ſein. Eine ſehr künſtleriſche Tendenz. Es mag ſein, daß ſie am bewußteſten in der Form der Prophetie zum Ausdruck kommt, — womit dann dieſe Form in reiner Kunſt und faſt im Spiele zu dem zurückkehrt, woraus ſie einſt, wie wir vermuteten, entſtand — aber am glücklichſten kommt die Tendenz auf Neuſehen nicht im Prophetie-, ſondern im Anſchauungsrätſel zum Ausdruck. Goethe nannte Schillers Rätſel „entzückte Anſchauungen des Gegenſtan-

des", und das Volksrätſel ſpricht dasſelbe im Rätſel vom Storch ſo aus: „Ik hew noch min Leven ſon Ding nig ſeen."

In der Tat nimmt Schiller eine beſondere Stellung in der Geſchichte des Kunſträtſels ein. Und dennoch, man erwäge:

„Ein Vogel iſt es, und an Schnelle
Buhlt er mit eines Adlers Flug;
Ein Fiſch iſt's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;

Ein Eleſant iſt's, welcher Türme
Auf ſeinem ſchweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;

Und hat es feſt ſich eingebiſſen
Mit ſeinem ſpitzgen Eiſenzahn,
So ſteht's gleichwie auf feſten Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan."

Bedarf es nicht, um dieſes Rätſel zu raten, einer logiſchen Operation umfang-

reicher und ſchwieriger Art? Man muß fünf verſchiedene Bilder zerlegen und die Merkmale vergleichen, um feſtzuſtellen, welche zuſammengehen. Hat man ſchließlich das Bild des Schiffes zuſammen, ſo iſt die poetiſche Freude längſt dahin. Und dazu kommt, daß jedes der aufeinander folgenden Bilder immer das vorhergehende totſchlägt.

Man weiß, daß Schiller die Rätſel für ſeine Bearbeitung der Turandot dichtete. Die Rätſel dieſer Geſchichte gehören zu den Halslöſungsrätſeln, und es gehört ſich für ſie, daß ſie möglichſt ſchwer zu erraten ſind. Dementſprechend drängte Goethe darauf, daß ſie nicht zu leicht ſeien. Er ſchreibt (2. 2. 1802): „Ihre beiden neuen Rätſel haben den ſchönen Fehler der erſten, beſonders des Auges, daß ſie entzückte Anſchauungen des Gegenſtandes enthalten, worauf man faſt eine neue Dichtungsart gründen könnte. Das zweite habe ich aufs erſte Leſen, das erſte aufs zweite Leſen erraten. Meo voto würden Sie den Regenbogen an die

erſte Stelle ſetzen, welcher leicht zu erraten, aber erfreulich iſt; dann käme meins, welches kahl, aber nicht zu erraten iſt; dann der Blitz, welches nicht gleich erraten wird und in jedem Fall einen ſehr ſchönen und hohen Eindruck zurückläßt..... Ich bemerke noch, daß Auguſt Ihre beiden Rätſel ſchon in der Hälfte des Vorleſens geraten hat."

Man ſieht durch dieſen Brief weit in die Entſtehungsgeſchichte der Schillerſchen Rätſel hinein. Man ſieht vor allem, mit was für Schwierigkeiten Schiller zu kämpfen hatte, wenn er künſtleriſch wertvolle Rätſel geben wollte. Rätſel, auf deren Löſung Leben und Tod ſteht, dürfen nicht ſo leicht lösbar ſein, daß womöglich der Zuhörer ſie früher riet, als der Prinz auf der Bühne! Und Goethes zwölfjähriger Sohn erriet ſie ſchon, bevor ſie verklungen waren. Das alte Halslöſungsrätſel der Märchen war ſchlechthin unerratbar oder vielmehr, war nur durch ein äußerliches Wiſſen erratbar; ſo überſetzte ſich das Märchen in ſeiner

Sorgloſigkeit die Forderung des Scharfſinns, der es ſelbſt ja nicht gewachſen ſein konnte. Dieſer Ausweg war für Schiller und ſein Publikum ungangbar. Erforderlich war ausdrücklich eine Scharfſinnsprobe, und die zauberhafte Vorſtellung, die das Märchen von den Möglichkeiten und der Kraft des Scharfſinns hat, zum Beiſpiel in der Hamletſage bei Saxo Grammaticus oder in dem ähnlichen Stoffen nachgedichteten Hauffſchen Märchen von Abner dem Juden, der nichts geſehen hat, konnte er natürlich nicht übernehmen. Eine Scharfſinnsprobe iſt nun aber einmal kein Thema für eine Dichtung. Das auflöſende Element, das in der Betätigung des Scharfſinns liegt, widerſtrebt dem ſchöpferiſchen Element, das die Dichtung beherrſchen muß. So wurde gerade das an den Rätſeln Schillers, das die Stärke ſeines dichteriſchen Inſtinktes bewies, ein zwar „ſchöner Fehler", aber doch ein „Fehler" im Zuſammenhang des beſonderen Zwecks. Und Schiller wurde auf dieſe Weiſe bei der

Ausführung gegen ſeinen Willen an diejenige Sphäre der Rätſel herangedrängt, welche ſein künſtleriſcher Inſtinkt zu meiden ſuchte.

Es trifft ſich nun höchſt merkwürdig, daß Goethe diejenigen Rätſel, welche er für den vorliegenden Zweck fehlerhaft findet, als „entzückte Anſchauungen“ für faſt fähig erklärt, eine eigene „Dichtungsgattung“ zu tragen.

Er wußte nicht, konnte es kaum, daß dieſe „neue“ Dichtungsgattung längſt exiſtierte, und daß Schiller ſie zwar nicht kannte, aber vermöge ſeines künſtleriſchen Inſtinktes — möglicherweiſe auch vermöge ſeines Volkstums — unbewußt nach ihr hindrängte.

Nehmen wir dasjenige der Rätſel, welches Goethe ausdrücklich für die „neue Dichtungsgattung“ charakteriſtiſch erklärt, „das Auge“. Wer es raten will, muß ſich ein Bild vorſtellen, das ſich ſelbſt Licht und Glanz gibt; immerfort anders, doch immer friſch und ganz; ſehr klein,

doch alle Größe faſſend; ein Kriſtall, wertvoller als alle, die ganze Welt einfangend und oft noch Schöneres wiedergebend. Etwas reichlich viel Momente, die in ſich verſchieden und in verſchiedene Richtungen weiſend, verglichen und geprüft werden wollen. In der Tat eine Arbeit. Und vor allem gehen auch hier wieder die beiden Hauptanſchauungen, die vom Bild und die vom Kriſtall, nicht zuſammen, ſondern verdrängen eine die andere. Zwar hat Schiller weſentliche Beziehungen gewählt, und wenn man „das Auge" erraten hat, ſo hat man dieſe Vorſtellung dauernd bereichert, aber die Arbeit, durch die man dahin kommt, iſt eine in der Hauptſache unkünſtleriſche. Dasſelbe Rätſel gibt es als deutſches Volksrätſel; da heißt es:

„Es iſt eine kleine Türe, aber die ganze Welt kann da durchgehn."

Die Pracht der Vorſtellungen hat Schiller vor dieſem Volksrätſel voraus. Dafür hat das Volksrätſel vor dem Schillerſchen voraus, daß es die lange Einzel-

arbeit unkünſtleriſcher Art unnötig macht. Es liegt das daran, daß das Volksrätſel ſich mit einer einzigen Beziehung begnügt, wo das humaniſtiſche Rätſel und auch Schiller gerade in der Menge der verſchiedenartigen Beziehungen, die in das Bild hineingezogen ſind, die Kunſt ſehen.

Daß Schiller auf das einheitliche Bild hinaus wollte, hat er durch dasjenige ſeiner Rätſel gezeigt, das auch Goethe, obwohl er es als „Fehler" für eine Scharfſinnsprobe empfand, beibehalten wiſſen wollte, weil es „in jedem Fall einen ſehr ſchönen und hohen Eindruck zurückläßt", jenes:

„Unter allen Schlangen iſt *eine*
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine
An Wut ſich keine vergleicht.

Sie ſtürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub ſich los,
Vertilgt in *einem* Grimme
Den Reiter und das Roß.

Sie liebt die höchſten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall ſchützen;
Der Harniſch — lockt ſie an.

Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den ſtärkſten Baum entzwei:
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und feſt es ſei.

Und dieſes Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es ſtirbt im eignen Feuer;
Wie's tötet, iſt es tot!"

Das iſt eine geſchloſſene und gewaltige Anſchauung, und auch wenn man geraten hat, daß das furchtbare Ungetüm nichts anderes iſt als der oft geſehene Blitz, ſo verliert nicht die Anſchauung an Wert, ſondern unſere Vorſtellung vom Blitz gewinnt daran.

Und dennoch, kommt nicht das Weſentliche dieſer Anſchauung kräftiger und ſchlagender in dem einfachen kurzen Reim heraus?

„Hochauf ſitz ich,
Hochauf ſchweb ich;
Komm ich herab, ſo freß ich ſechs
Ochſen.“

Das künſtleriſch Schlagendere dieſes Verſes liegt zum Teil einfach in der Kürze. Die fünf Strophen Schillers geben immerhin eine Menge Merkmale, die man einzeln zu raten unternimmt. Schnelle, Wut, furchtbare Stimme, auf einmal Reiter und Roß, höchſte Spitzen, kein Schutz gewöhnlicher Art, Harniſch lockt ſie, brechender Baum, zermalmtes Erz, Sterben in ſich ſelbſt. Und wenn diesmal auch kein Bild dem andern widerſpricht, ſo fügen ſie ſich doch auch nicht in eine Handlung zuſammen, ſondern man hat den Eindruck, als ſeien die verſchiedenen Handlungen des Blitzes, von denen die Rede iſt, eher auseinander reflektiert als zuſammen geſehen. Es nutzt nichts, man muß einzeln unterſuchen und vergleichen. Die Anſchauung des Volksrätſels iſt ſelbſt wie blitz-

artig da. Und wenn auch die Phantaſie weit umher ſchweifen kann, ſo kann ſie immer nur Geſamtbild mit Geſamtbild vergleichen. Ihr Flug iſt ein künſtleriſcher.

Nein, es war keine neue Dichtungsgattung, welche ſich hier dem künſtleriſchen Inſtinkt Schillers und Goethes erſchloß. Es war die germaniſche Entwicklungslinie des Rätſels, die ſie ſahen, ohne es zu wiſſen, und von der wir ausführlich geſprochen haben, als wir von der isländiſchen Rätſelliteratur ſprachen.

Das ganze Mittelalter hindurch, während die Kunſtliteratur ſich mit dem Allegorierätſel der bibliſchen Entwicklung einer-, mit dem Verſtandesrätſel der griechiſch-römiſchen Entwicklung andererſeits zu ſchaffen machte, lebte das reine Anſchauungsrätſel, das wir bei den Nordgermanen früh bezeugt fanden, im Volke weiter. Unbeachtet und ungeſtört! Nur hier und da taucht eines aus der Flut auf, um Kunde vom Daſein der Gattung

zu geben. So bringt uns eine Handſchrift, die bald nach 900 auf der Inſel Reichenau niedergeſchrieben worden iſt, ein Rätſel in lateiniſcher Sprache, das deutſch um 1500 ſo überliefert iſt:

„Es flog ein Vogel federlos
Auf einen Baum blattlos,
Kam die Frau mundlos,
Fraß den Vogel federlos."

Schnee und Sonne.

Der Stabreim — für „Frau" mag es „Magd" geheißen haben — macht gewiß, daß der lateiniſchen Faſſung von 900 ein deutſches Original zugrunde lag.

In dieſem Rätſel iſt eine völlig einheitliche Bildhandlung hingeſtellt, die durch die Auflöſung nicht zerſtört, ſondern befeſtigt wird. Wie der Schnee geflogen kommt, wie er ſich auf den Winterbaum ſetzt, wie die Frau am Himmel heraufgegangen kommt und ihn in ſich ißt.

Etwas ſpäter — um das Jahr 1000 — hat Notker der Deutſche in ſeiner Rhe-

torik einen altdeutſchen Vers aufgezeichnet, um deſſen Sinn man viel geſtritten hat. Da es ſich im Zuſammenhang um bildliche Ausdrücke handelt — z. B. das Auge der Rebe, die wogende Saat —, ſo iſt mir die Auslegung die wahrſcheinlichſte, welche in dem Vers ein Rätſel ſieht:

„Der heber gat in litun
tregit ſper in ſitun
ſin bald ellin
ne lazet in vellin
Imo ſint fuoze
fuodermaze
imo ſint purſte
ebenho forſte
unde zene ſine
zpveliſelnige.

Der Eber geht auf der Bergleite,
trägt den Speer in der Seite.
Seine kühne Kraft
läßt ihn nicht fällen.
Er hat Füße
fudergroße,

er hat Borſten
wie Bäum in den Forſten,
und ſeine Zähne
zwölf Ellen lange.

Die Auflöſung würde dann der Sturmwind ſein, in den man, um ſeine Gewalt zu brechen, ein Meſſer warf; er aber in ſeiner kühnen Kraft geht weiter, unbekümmert und gewaltig.

Ein Rätſel, das wir, wie das von der Sonne und dem Schnee, in der Zeit um 1500 aufgezeichnet finden, lautet:

„Ich ſach drei Starke, waren faſt groß,
Ihr Arbeit war on Underloß.
Der eine ſprach: ich wollt, daß Nacht wär,
Der ander ſprach: des Tags ich begehr,
Der dritt: es ſei Nacht oder Tag,
Kein Ruh ich nimmer haben mag."

Antwort: Die Sonne, der Mond und der Wind.

Dieſem Rätſel hört man es an, daß es alt iſt. In der Tat finden wir zwei

der Mitſpieler bereits um 1250 in einem Rätſel tätig. Reinmar von Zweter, der mitunter volkstümliche Stoffe aufgriff, hat unter manchen gelehrteren Rätſeln auch eines, das offenſichtlich aus dem Volksmunde ſtammt. Es erzählt von einer Brücke, die über einen breiten Bach geht; — kein König wirkte je eine ſolche Brücke — da kamen zwei, die brachen die Brücke ab; ſie ſprachen kein Wort; den einen ſah man, hörte ihn nicht; den anderen hörte man, ſah ihn nicht. Es ſind Sonne und Wind, die die Eisbrücke abbrechen.

Über das Rätſel von den drei Starken ſagt Uhland, deſſen Abhandlung über die deutſchen Volkslieder in ihrem dritten Abſchnitt: „Wett- und Wunſchlieder" auch ſonſt viel Schönes zu unſerem Thema enthält: „Schon der Eingang: »Ich ſah drei Starke« entſpricht jener nordiſchen Form: »Wer iſt der Finſtre?« Die mythenartige Perſonenbildung aber äußert ſich nicht bloß darin, daß die drei Naturmächte redend eingeführt werden, ſon-

dern mehr noch im Ausdrucke des Mitgefühls mit ihrer raſtloſen Arbeit und ihrer Sehnſucht nach Ruhe, die dem dritten gar niemals werden kann, eines Mitleids, das gleichwohl von der ſelbſtempfundenen Ruheloſigkeit des zeitlichen Daſeins ausgeht; aus gleicher Stimmung ſprechen Heidreks Rätſel von den klagenden Mädchen, die im Winde wachen müſſen, auf Brandungsklippen gehen und die Bucht entlang fahren, hartes Bett haben und wenig in Meeresſtille ſpielen. Auf die weitfahrende, über und unter den Wogen wandelnde Sonne geht auch ein großes angelſächſiſches Rätſel mit dem Schluſſe: »Sag, wie ich heiße? oder wer mich bewegt, wann ich nicht raſten darf? oder wer mich anhält, wann ich ruhen ſoll?«"

Wir haben von dieſem nahen Zuſammenhang unſerer Rätſelphantaſie mit dem mythologiſchen Vorſtellen bereits geſprochen. Hier geht uns mehr das an, daß das germaniſche Rätſel das Freiwerden der Phantaſie, ihr Selbſtbewußtſein von ihrer Schöpfermacht nicht damit feiert,

daß es ſich an der Auflöſung der Bilder ergötzt, ſondern damit, daß es ſich an der Feilung und Geſtaltung der Bilder freut. Man wird im ganzen weiten Bereich des deutſchen Volksrätſels als die Hauptſache finden, daß die Anſchauung, das Bild frei und gut herauskommt.

Manchmal bewährt ſich das darin, daß eine ganze Reihe Rätſel nebeneinander ſtehen, die einzeln nicht viel beſagen, auch faſt kein Gewicht haben, aber zuſammen ein wohlgebautes Bild geben. Nicht auseinandergelegte Beziehungen eines Begriffs, ſondern ſelbſtändige Rätſelbilder.

So ſteht es im älteſten deutſchen Rätſellied, dem Trauegemundslied, das die Brüder Grimm in einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts entdeckten. Es enthält eigentlich nur Anſätze zu echten Rätſeln. Aber die Tendenz auf Formung des Bildes iſt in der erfreulichſten Weiſe deutlich:

„Willkommen, fahrender Mann!
Wo lageſt du heut nacht?
Oder womit warſt du bedacht?

Oder in welcherlei Weiſe
Erwarbeſt du Kleider und Speiſe?“ —

„Das haſt du gefraget einen Mann,
Der dir's in ganzen Treuen wohl anſagen kann:
Bedacht war ich mit dem Himmelszelt,
Und mit Roſen war ich umſtellt,
In eines ſtolzen Knappen Weiſe
Erwarb ich Kleider und Speiſe.“ — —

Für dieſe Anfangsfragen erinnert Uhland an eine Stelle der Frithjofſaga. Frithjof iſt als Salzbrenner verkleidet an König Rings Halle gekommen. Er wird hier wie Traugemund gefragt, wo er genächtigt habe und wo ſeine Heimat ſei. Frithjof erwidert, er ſei bei Wolf zur Nacht geweſen und im Lande Harm aufgewachſen. Der König erkennt, daß es ein kluger Mann ſein müſſe, der ſo zu antworten weiß; denn die Antwort Frithjofs war ein Rätſel, und die Auflöſung iſt, daß er beim Wolf im Walde genächtigt habe, „und“, ſagt der König, „ich kenne wohl das Land Harm; es mag ſein,

daß dem Manne nicht herzbehaglich iſt; es muß ein kluger Mann ſein; mich dünkt, daß viel an ihm iſt."

Doch nehmen wir nun ein Büſchel Fragen und Antworten:

„Nun ſage mir, Meiſter Traugemund!
Zweiundſiebzig Lande, die ſind dir kund:
Wodurch iſt der Rhein ſo tief?
Oder warum ſind die Frauen ſo lieb?
Wodurch ſind die Matten ſo grüne?
Wodurch ſind die Ritter ſo kühne?
Kannſt du mir das jetzund ſagen,
So will ich dich für einen ſtolzen Ritter haben." —

„Das haſt du gefraget einen Mann,
Der dir's von Grunde wohl geſagen kann:
Von manchen Quellen iſt der Rhein ſo tief,
Von hoher Minnen ſind die Frauen lieb,
Von manchen Kräutern ſind die Matten grüne,

Von vielen ſtarken Wunden ſind die Ritter kühne.
Und frageſt du mich etwas mehre,
Ich ſag es dir zu deiner Ehre."

Wie charakteriſtiſch iſt das ſtarke Drängen auf das farbige Bild! Die grünen Matten am tiefen Rhein, auf denen die Frauen wandeln, die Ritter kämpfen. Dieſem Bilde von Wieſengrün und Jugend ſtellt ſich alsbald ein entgegengeſetztes gegenüber:

„Nun ſage mir, Meiſter Traugemund!
Zweiundſiebenzig Lande ſind dir kund:
Wodurch iſt der Wald ſo greiſe?
Wodurch iſt der Wolf ſo weiſe?
Wodurch iſt der Schild verblichen?
Wodurch iſt mancher gute Geſell von dem andern entwichen?
Kannſt du mir das jetzo ſagen,
So will ich dich halten für einen weiblichen Knaben." —

„Das haſt du gefraget einen Mann,
Der dir's von Grunde wohl geſagen kann:

Von hohem Alter iſt der Wald ſo greiſe,
Von unnützen Gängen iſt der Wolf ſo weiſe,
Von mancher ſtarken Heerfahrt iſt der Schild verblichen,
Durch ungetreuen Sibich iſt manch guter Geſell von dem andern entwichen."

Die Bilder von Jugend und Buntheit, Frauenliebe und Ritterkühnheit und einem Sinnen und Singen über dem allen auf der einen Seite und dann von verblichenen Farben, verbiſſenem Alter und grämlichem Grübeln auf der anderen Seite können nicht einfacher zugleich und kräftiger herausgebracht werden.

Aber wie geſagt, es ſind noch nicht eigentliche Rätſel, auch iſt es ſonſt für dieſe Entwicklungslinie des Rätſels charakteriſtiſch, daß das Bild nicht in einzelne Züge zerlegt, ſondern durch ein in ſich freies Bild gegeben wird. Möglichſt wenig einzeln zu vergleichende Züge. Möglichſt

Bild zu Bild, ſo daß beide als ganze verglichen werden.

Die Hauptſache bleibt immer, was auch in den Traugemundsfragen eingehalten iſt: Keine Auflöſung des Bildes durch die Löſung des Rätſels: Wenn im Rätſel vom Blitz, das wir anführten, die Phantaſie vom Bilde des Geiers an durch die Lüfte fährt, ſo wird ſie ſich beglückt fühlen, wenn ſie den Blitz errät, in einem ſo großen Bilde ausruhen zu dürfen.

„Es ſchnaubt und heult die Straß herauf
Und hat doch keine Lunge,
Es leckt den Schnee wie Butter auf
Und hat doch keine Zunge."

Der Tauwind.

Ein gutes Rezept ſagt, man ſolle nicht mit Negationen ſchildern. Wenn Storm über ſeine graue Stadt am Meer ſagt:

„Es rauſcht kein Wald, es ſchlägt im Mai
Kein Vogel ohn Unterlaß",

ſo ruft er auf jeden Fall zunächſt Waldrauſchen und Vogelſang herbei, und die Negation verdrießt und hemmt die Phantaſie. Was ſich ergibt, da die Phantaſie ſtärker iſt — zumal mitten im Aufbau! — als die Logik, iſt eine Unſicherheit, etwas wie ein Nebelbild, ein Wald, der da iſt und doch wieder nicht da iſt, ein Vogel, den man hört und doch wieder nicht hört. Es gibt aber Fälle, in denen gerade dieſe Unſicherheit erwünſcht iſt. So war es im Rätſel von Sonne und Schnee, wo der Schnee etwas wie Feder iſt und die Sonne mit etwas wie einem Munde ihn ißt. So iſt es auch im Tauwindrätſel. Es gehört zur Gewalt und Wildheit der Vorſtellung, daß dieſer Wind etwas wie eine Lunge hat und mit etwas wie einer Zunge die Straße leckt. So wie Luther einmal die Vorſtellung formuliert von einem Sturmwind, der mit „guten Lenden" daherſchreitet.

Dies ist die germanische Entwicklung des Rätsels: das Schaffen einer dichterischen Anschauung, deren Gegenstand die Lösung nennt, ohne damit die Anschauung zerstört zu haben.

Es wäre schön, wenn wir die Bezeichnung „germanische Entwicklung des Rätsels" in historischem Ernst gebrauchen dürften. Die neueste Geschichte unserer Poesie, wie alles in ihr immer deutlicher und bewußter auf Schauen und Gestalten als das eigentlichst dichterische Element hindrängt, würde sehr gut dazu passen. Man könnte darauf verfallen, den anderen Entwicklungen, besonders der hebräischen und griechischen, eine germanische entgegenzustellen. Wie die hebräische zur prophetischen Gestaltung sittlicher Weltgesetze, die griechische zur philosophischen Zerstäubung der Phantasiebilder und schließlich zur wissenschaft-

lichen Askeſe hindrängten, ſo die germaniſche zur Neugeſtaltung aus einem ſcharf geſehenen Charakteriſtiſchen heraus.

Aber wieviel nun etwa an derartigen Vorſtellungen wahr ſein möchte, ſo gut ſie mit dem uns vorliegenden Befund ſtimmen möchten, ſo iſt dieſer Befund von zugänglich gemachten Rätſeln ſo durchaus einſeitig, daß man gut tut, mit weitgehenden Schlußfolgerungen vorſichtig zu ſein.

Die deutſchen Rätſel liegen faſt vollſtändig vor. Was heute noch hier und da in Zeitſchriften als unmittelbar aus dem Volksmund geſammelt auftaucht, das ſind faſt ausnahmelos längſt bekannte Formen, die nur mundartlich verſchieden ſind. Dagegen gibt es von außerdeutſchen Rätſeln mit wenig Ausnahmen nur winzige Splitter, aus denen man nicht viel entnehmen kann. Von den lettiſchen, die Bielenſtein ſehr zahlreich geſammelt hat, weiß man nicht, wie ſtark ſie deutſch beeinflußt ſind. Sonſt würden ſie allein ſchon beweiſen, daß es ſich im deutſchen Volksrätſel um eine Entwicklung handelt,

die auf einer bestimmten Stufe der geistigen Durchhelltheit auch bei anderen, und wahrscheinlich allen „sinnlichen" Völkern gleichmäßig eintritt.

Dies ist denn auch in der Tat zu vermuten; es ist zu vermuten, daß das, was wir als die hebräische oder die griechische Entwicklung bezeichneten, nur Entwicklungen der Kunstliteraturen dieser Völker sind, während auf ihrem Boden eine Rätseldichtung gewuchert haben wird, der unsrigen wesentlich ähnlich, nur nach der Richtung, in welche die Kunstliteratur der Völker weist, etwas auseinandergehend. Die Entstehung dieser Rätseldichtung würde man etwa in die letzte Zeit des Zauberglaubens verlegen müssen, in eine sehr frühe Zeit primitiver Kultur.

Dazu, daß die Kunstliteratur eines Volkes viel mehr von den Besonderheiten seines Charakters zu verraten pflegt, als die eigentliche „Volks"-Dichtung, stimmt eine Beobachtung, die wir auch sonst machen können: die Volksliteratur zeigt uns überall in ihren primitiveren Formen

gemeinſames Gut. Es iſt, als ob dieſe Dichtung noch in die Zeit gehörte, welche der Nationenbildung voranging. Die Volksliteratur hat etwas Internationales an ſich. Sie ſteht ihrem Weſen nach noch jenſeits der Differenzierung und Nationaliſierung. Sie kennt beiſpielsweiſe kaum eigentlich nationale, geſchweige patriotiſche Klänge. Sie hat etwas Allgemeinmenſchliches an ſich. Sie hat es gewiſſermaßen von unten her, wie es die allerhöchſte Dichtung wiederzubekommen pflegt. Nicht zwar, wenn ſie es beabſichtigt. Ein Baum iſt nicht dann höher wie die anderen, wenn er da ſeine Wurzeln hat, wo die andern die Krone haben — das gilt nur von den Paraſiten — ſondern wenn er ſeine Wurzeln ſtärker und tiefer im Boden hat als die anderen. Woher es denn kommen wird, daß gerade ſtark bodenwüchſige Werke die ſind, welche zur „Weltliteratur" gehören, nicht die, welche als Weltliteratur geſchrieben werden.

Wie dem ſei, wollen wir nun die bezeichnete Entwicklung des Rätſels am deutſchen Rätſel näher zu verſtehen ſuchen.

Die Form des ernſthaften Anſchauungsbildes iſt nun freilich im deutſchen Volksrätſel ſelten geworden. Je länger, deſto mehr überwiegt naturgemäß das Moment des Nichtmehrernſtnehmens, des Scherzens und Spielens, aber nicht im Sinne begrifflicher Auflöſung des Bildes. Die ernſte Phantaſie iſt in andere Dichtungsarten übergegangen, ſoweit bei uns das Volk überhaupt noch dichtet.

Was dieſe Frage betrifft, ſo zeigt ſich, daß die Volksdichtung auf dem Gebiet des Rätſels, ſoweit ſie dichteriſch echt iſt, über den dörflichen Geſichtskreis nirgends hinausgeht. Das bedeutet nicht ſowohl, daß man zur Zeit der Städtebildung ſchon nicht mehr gedichtet hat, als vielmehr, daß in den Städten die alte Tradition unter-

gegangen ist. Die Sammlung von 1506 beschränkt sich noch nicht auf das Land. Das einzige einigermaßen brauchbare Rätsel, das über einen zweifellos städtischen Gegenstand noch heute lebt, ist die Scherzfrage: „Worüm warden de Fabrikschorsteins so hoch bu't? — Dat bi 'ne Sündflut dat Water nich haben (oben) rin löppt." Ein Rätsel, das gewiß eher die Anschauung des Dörflers über die städtische Kultur gibt, als daß es ein Produkt städtischen Humors wäre.

Obwohl nun die scherzhaften Rätsel überwiegen, so geben immerhin die Sammlungen noch eine ganze Reihe völlig ernster Bilder. Und da ist nun, wie die bisher gegebenen Rätsel — das vom Blitz, das von Sonne, Mond und Wind, das vom Tauwind — schon gezeigt haben mögen, das Charakteristische die eigentümlich schlagende, weil auf das Allerwesentlichste vereinfachte Schilderung sinnlicher Vorgänge. Wenn man darauf achtet, wie dies Element zugleich für alle Volksdichtung wesentlich und charak-

teriſtiſch iſt, während es das Rätſel konſtituiert, ſo bekommt man den Eindruck, als ſähe man im Rätſel wie in die Werkſtatt dieſer Poeſie hinein, ſozuſagen in ihre Schleifſtätte.

Wir lernten bereits jenes alte Rätſel von der Sonne kennen, welche den Schnee vom Winterbaume frißt.

Die in ihm gegebene Vorſtellung tritt viel geſchliffener mündlich ſo auf: „Wenn die weiße Gans um Weihnachten brütet, ſo kommt die Saat gut.“ Der Bauer, der dieſen Spruch zitiert, will damit nicht ein Rätſel aufgeben; er ſetzt voraus, daß die Anſchauung bekannt iſt. Im Spätwinter, etwa März, kann man im Bauernhauſe die Gans aus der Höhle unter dem Herd, wo ſonſt das Holz liegt, hervorziſchen hören. Da brütet ſie. Die Monate vorher brütete oder ſollte gebrütet haben auch die große weiße Gans, der Schnee. Was ſie ausbrütet, das iſt die junge Saat, die, wenn der Schnee weg iſt, die Erdkruſte durchbricht, wie der junge Vogel die Schale. Und der Bauer weiß, was ſchneeloſer

Froſtwinter für die Saat bedeutet. Nicht Allegorie, ſondern ein mit Leben ganz und gar geſättigtes Anſchauungsbild. Es könnte wohl in Rätſeln aufgegeben werden, wie der Vogel federlos. In der Tat wird ein Rätſelmärchen mit ähnlicher wenn auch minder plaſtiſcher Vorſtellung in Mecklenburg erzählt, wo der blaue Himmel im Bilde einer blauen Gans für das Jahr ſteht. Es handelt ſich eben in dieſen Bildern um etwas, das nicht die ſpezielle und als lebende Dichtform bedeutungslos gewordene Rätſelpoeſie angeht, ſondern die Volkskunſt überhaupt, die ſich hier in der dichteriſchen Charakteriſierung übt.

Dazu gehört die Form der Beſeelung.

Von ihrem erſten Urſprung aus der Traumwelt, aus jener Welt des Lebens, nach der man fragte, haben wir genug geſprochen. Wir ſahen, wie ſie dieſe ihre urſprüngliche Bedeutung verloren hat. Iſt ſie bedeutungslos geworden, ſeit das Rätſel mit dem, was einſt der andern Welt angehörte, zu ſpielen begonnen

hatte? Das nicht: ſie hat eine neue rein äſthetiſche Bedeutung gewonnen. Auch jetzt noch gehört jedes Ding dieſer und zugleich einer andern Welt an. Wir ahnen in jedem Ding eine innere Notwendigkeit, die ihm das Zufällige und Gleichgültige nimmt, das es ohne ſie hat. Und mit dieſer ſeiner inneren Notwendigkeit wird es am einfachſten und eindringlichſten in Verbindung geſetzt, indem es als beſeelt vorgeſtellt wird. Es iſt, als drücke ſich auf dieſe Weiſe am plaſtiſchſten die innere Notwendigkeit in die äußere Form hinein, ſpreche ſich durch ſie aus.

Beſeelte Dinge müſſen ſich bewegen, um das Leben zu zeigen, das in ihnen iſt. Deshalb wird alles, ſelbſt der einzelne Gegenſtand, wo es irgend angeht, nicht als ruhend, ſondern in irgendeiner charakteriſtiſchen Bewegung vorgeſtellt.

Die Pappel wird nach dem Regen geſehen noch tropfend.

„Sind mehr als hundert Geſchwiſterli,
De eine ſchenkt dem andern i,

Sie ſchlürfen all und alle,
Der letzte läßt's loh falle."

Der Feldweg muß ſich aufrichten, um ſeine ganze Länge zu zeigen:

„Langmann, Schlankmann,
Künn he ſik uprichten,
Güng he gen Himmel bichten."

Den Meerrettich ſchildert am beſten die Wirkung eines Biſſes:

„Hinde uſen Huſe upn Felle
Daa ſteit en Klein wit Junggeſelle;
Hei ſä: Ek will dek lehren,
Du ſaſt de Aagen in'n Koppe verkehren."

Der Regen:

„S' gilt ems Haus,
Hackt Löchla aus."

Für jeden, der das Leben im ländlichen Hauſe kennt, mit erſtaunlicher Sicherheit das ganze Anſchauungsbild.

Ein bäuerliches Gehöft. Man geht

durch die Hoftür gewöhnlich an der Hauswand entlang. Was man auf dem Hof ſchon von weitem ſieht, ſind die Hühner und die Gänſe. Aber auf ſie zu achten, fällt niemandem ein. Der Blick ſucht die Hundehütte. Wird die Beſtie ſich begnügen zu bellen? wird ſie einen anſpringen? Einen aber gibt es, der zum Gehöft einwandert und es umgekehrt macht: er fürchtet nicht den Hund, ſondern Hühner und Gänſe:

„Si is ju dar Lange,
Keimt heinde rai gange;
Ar ſäet: Joet mir d' Hünr ond d' Gäns
Forn Hounde färcht ich mich nii."

Das iſt der Wurm.

Der Schlaf wird geſchildert, wie er kommt:

„Ole, Ole,
He ſeet bi mi upm Stohle.
He wenk (winkte) mi, ick wehr mi,

He würr mi ſo ſöôt (wurde mir ſo ſüß),
Vergüng mi Ogen un Föôt (Füße)."

Ganz geſchäftig iſt der Beſen:

„Wat is dat, wat in de Ecken ſteit un in alle Ecken kickt,
Un wenn he dat Kicken hett dahn,
Dann geit he in ſein Eck wedder ſtahn?"

Wie ſtark es auf die möglichſt knapp zuſammengefaßte und möglichſt nur geſtaltete, nicht geſagte Charakteriſierung des Bildes ankommt, das zeigt beſonders ſchön das Rätſel vom Kohl: wie er unbekümmert in gutem und böſem Wetter ſteht und wächſt, ſo wird zweierlei Tätigkeit unterſchieden, die ſtille ſtetige ſeines langſamen Wachſens und die laute ſtürmiſche der Welt um ihn her, um die er ſich nicht zu kümmern ſcheint.

„Krickel krackel krus'
Achter unſen Huſ'.
Wenn de Wind weiht

Wenn de Hahn kreit, —
Krickel krackel krus'
Achter unſen Huſ'."

Hier iſt die Form ſelbſt zum Sprechen gebracht. Wie, indem ſie wachſen, die Blätter des Grünkohls ſich kräuſeln, ſo ſcheinen ſie eine krauſe Sprache zu ſprechen; die wunderliche Form überſetzt ſich in Ton.

Dies iſt ſehr häufig, und es berührt, als verkehre man mit dem lautbildenden Geiſt der Sprache ſelbſt. Es iſt nicht dasſelbe, was man gewöhnlich als „Tonmalerei" bezeichnet, was man meint, wenn man dieſes Wort gebraucht. Bei der „Tonmalerei" handelt es ſich darum, daß ein in der Natur vernehmbarer Ton lautlich nachgeahmt wird. Dergleichen gibt es im Gebiet des Rätſels genug: Die Kuhglocke ſchreit: „Drinke, drinke!" — und wenn ſie ans Waſſer kommt, ſo trinkt ſie doch nicht, fährt das Rätſel verwundert fort. Daß der Donner „Hölderdebölder" ſagt, der Wind „hudderbud-

der", der Pantoffel „klippklapp", das Waſſer unter der Eisdecke „plutſch! plutſch!" und ebenſo, was die drei Dinge ſagen, die der Müller vor allem haben muß: der Hahn: „Oes is, is, is, is a Dieb im Haus!", der Hund: „Wo, wo, wo?" und die Mühle: „Da Milna, da Milna!" („der Müller! der Müller!"), das iſt Tonmalerei in dieſem Sinne, das zuletzt Erwähnte ſchon mit Deutung aus der Situation. Auch etwa noch der Ton des klappernden Storches: „Schnarraback!", der Wiege: „Hoppedihopp", der Ton des rollenden Eies: „entepetente" oder der Hühner, die daran picken: „Hickenhacken", zur Not auch noch der Ton der über den Acker ſtolpernden Egge: „Hanterlantant".

Aber in den meiſten Fällen iſt es eine freie Überſetzung des Eindrucks, den ein Bild dem Auge darbietet, in einen Eindruck des Ohres, der die Phantaſie ähnlich berührt: Das war ſchon in einigen der vorher angeführten Rätſel der Fall, im „Ole, Ole" des Schlafes, im „Krickel krackel krus'" des Grünkohls. Beides hat

nichts mit einem realen hörbaren Ton zu tun; es ſind Phantaſietöne. So möchte wohl der Schlaf machen, wenn er hörbar wäre. „Krippel die Krappel“ macht die Brenneſſel, „hackelgefackel“ der Regen, wenn er über den Acker läuft, „Fißlifiſſierl“ heißt die Fliege, „lingelang den Weg entlang“ geht der Fahrdamm, der auf alle Bauernhöfe kuckt, „Langmann, Schlankmann“ heißt er, wenn er lang und gerade vor einem liegt, „hagra flagra“ hängt dem Bettelmann ſein zerriſſenes Kleid vorn herunter, „timmerl, tammerl“ tanzt die Zunge hinter dem beinernen Gitter, „Pirlipauſe“ dreht ſich der Eiszapfen hinter dem Haus, „ringelrangel“ windet ſich die Brombeere durch den Zaun, „Hans Pralle“ heißt die Erbſe, die vom Stalle fällt und keine Augen hat, um darüber zu weinen, „gewickelt und gewakkelt“ kommt der Schmetterling über Land geritten, und ſein Kleid iſt aus lauter Tand „gezickelt und gezackelt“. „Speigel blink, Speigel blank“ geht die Fenſterreihe die Straße herunter, und der glatte,

pralle Fiſch hat „Plaat bi Plaat un gor keen Naht“, der viel gewundene Bach wird „Lank krummumme“ angeredet, die kurzgeſchnittene Wieſe: „Korte Verſchorne“. Am ſtärkſten iſt die Übertragung vielleicht, wo ſie ganz und gar in den Text übergegangen iſt, wie im Kirchhofrätſel:

„A huuch Gezimmer
A gruuß Gewimmer —“

oder im Rätſel vom Skelett:

„Nach nackter als nackt,
So nackt, daß es knackt.“

Damit mag es genug ſein, um zu zeigen, wie dieſe Rätſelphantaſie geradezu ſchöpferiſch wird in dem Beſtreben, ſo charakteriſtiſch als möglich das herauszubringen, zu geſtalten, was ſie geſehen hat.

Und dieſe primitive Phantaſie ſieht gut. Ähnlich wie Kinder uns mitunter verdutzen durch die Art, wie ſie Charakteriſtiſches ſehen, — natürlich nur immer in bezug auf die ſinnliche Erſcheinung.

Im Hamburger „Säemann" war einmal eine ganze Reihe von Zeichnungen zehn- bis vierzehnjähriger Kinder als Probe dafür gegeben, ein wie lebhaftes Intereſſe und Verſtändnis Kinder für den bewegten menſchlichen Körper haben. Ganz ähnlich ſteht es mit den Volksrätſeln. Es liegt auch beiden das gleiche zugrunde. Die auf das Primitive der ſich bewegenden ſinnlichen Erſcheinung konzentrierte Anſchauung faßt das Charakteriſtiſche mit viel größerer Kraft auf. Das „Volk", welchem die Volksdichtung gehört, lebt zwar nie mehr im Naturzuſtand, aber die Kultur berührt es nur von der Seite, wo ſie mit der Natur zuſammenhängt

und faſt ſchon Natur iſt. Nicht treibend und ſo häufig entwurzelnd, wie den Kulturmenſchen. Wenigſtens war es ſo zu der Zeit, welche die Volkskunſt hervorgebracht hat. Und es iſt meiner Meinung nach die eigentümliche Gefahr des jetzigen Volksſchulbetriebs, daß er die letzte Verbindung mit der Natur durchſchneidet, und das, was eine Kultur ſolange erträgt — wenn auch mit Mühe —, als es ſich auf einzelne beſchränkt, dem Volksganzen zufügt. Dem ſei nun ſo oder anders, jedenfalls iſt das dem Kinde und dem dichtenden „Volk" Gemeinſame, daß beide von der Kultur zwar ſchon umfaßt, aber noch nicht getrieben, noch nicht aus der Natur geriſſen, noch „in Ruhe gelaſſen" ſind. Es fehlt ihnen noch das Moment des Unſichergewordenen, Suchenden, vielfach Willkürlichen, überhaupt des Geiſtigen.

Es iſt das die Stärke und zugleich auch die Schwäche der Volksdichtung. Es iſt das, um deswillen uns das Geſchwätz von der „unergründlichen Volksweisheit" ſo phraſenhaft und verlogen vorkommt,

während wir doch andrerſeits fühlen, daß wir es hier allerdings mit etwas Ewigem zu tun haben, mit etwas, das bleiben wird, während ganze Äſte der Kultur niederbrechen, — eben der Boden. Sollen wir nun und müſſen wir immer wieder von der Volkskunſt lernen, uns mit ihr berühren, ſo iſt gut, daß man ſich über das, was man da lernen kann, in Ruhe und ohne Phraſen Rechenſchaft gibt. Wer hier übertreibt, der ſchadet.

Man kann ſicherlich auch eine ganze Menge Lebensweisheit vom Volke, von ſeinem Sprichwörtervorrat, lernen; aber was an dieſer Weisheit charakteriſtiſch iſt, das iſt niemals pſychologiſche Tiefe oder ſittliche Höhe, ſondern lediglich die Sicherheit der Auffaſſung der Grundverhältniſſe. „Wes Brot ich eß, des Lied ich ſing.“ Der Spruch iſt ſo empörend, daß wir ihn nur noch ſatiriſch vertragen können. Im Volksmund hat er nichts Satiriſches. Vielmehr das iſt wohlgemeinte Volksmoral: Wenn du gut vorwärtskommen willſt, ſo ſollſt du dem

Recht geben, deſſen Brot du iſſeſt. Wer genauer zuſieht, wird auch entdecken, von welcher Seite aus das Volk dieſe Moral als wirklich ſittlich empfindet: vom Treuegefühl aus. Aber ethiſche Höhe kommt dabei nicht heraus; das Frappierende iſt die Sicherheit der Beobachtung, die ganz auf den äußerlichen Weltlauf gerichtet bleibt.

Soweit wir das Rätſel bis jetzt betrachteten, lag ſein Wert darin, daß es zur Ausfeilung eines Anſchauungsbildes bis zur äußerſten Prägnanz anleitete. Es betont dabei das am ſtärkſten, was der konventionellen Auffaſſung des Gegenſtandes am fernſten liegt.

Wir ſahen, daß es darin nicht willkürlich vorgeht, ſondern eine ältere mythiſche Auffaſſungsweiſe — eben in jener Beſeelung — neu und verändert zum Sprechen bringt. Eine Welt von Bildern, einſt das ſchreckhafte Gegenbild der gewöhnlichen Tageswelt, nun ein harmlos farbiges.

Indem es auf dieſe Weiſe den Men-

ſchen dazu anhielt, ſeine ganze Umgebung umzudichten, erſt in großem Ernſt, dann lachend — hat es einen Hauptanteil daran gehabt, die Phantaſie beweglich zu machen.

Das iſt ſein eigentlicher Erfolg, der Erfolg des Rätſels im ganzen. Die ſchließlich dabei herausgekommenen Bilder machen den Wert der einzelnen Rätſelſtücke; aber die Rätſelform als ſolche iſt dabei nur hiſtoriſch wichtig.

In dieſer Linie geht die Entwicklung ſo weiter, daß das Rätſel ſich immer kleinerer Gegenſtände bemächtigt; immer mehr in die Kinderſtube hineinkriecht, in dieſer aber nicht zu verachten und wohl fähig, die Wirkung, die wir ihm im großen und auf das Volksganze zuſprechen, im kleinen und einzelnen zu wiederholen.

Die Uhr:

„Es hängt ein Mann an der Wand und baumelt mit dem Fuße."

Iſt es nicht eigentlich dieſelbe noch halb im Mythologiſchen ſteckende Phantaſie, die hier ein Männchen mit einem baumeln-

den Fuße ſieht? und die einſt durch die Augen Erwachſener im Nebel jenes Ungetüm ſah, das mit der Sonne rechtet? nur eben ganz in die Kinderſtube eingeſchrumpft.

Wie gruſelig kuckt der Rechen aus der Bodenluke raus:

„On fletſcht die Zee (Zähne)."

Oder die ſchwarze Glucke über den roten Eiern: nämlich der Keſſel über den Kohlen!

Oder jener Wunderſtab:

„Am Tag iſch es e Leitere
Und z' Nacht iſch es e Stange!"

der Schnürſenkel.

Oder jenes, das „dörch'n Tuun (Zaun) krüppt un maakt alle Löcker to?" die Stopfnadel.

In einigen dieſer ſchon ganz in die Kinderſtube geratenen Rätſel zeigt ſich ein Element, das auch außerhalb der Kinderſtube ſchon ausgebildet vorliegt: das Scherzhafte. Es liegt das zum Teil einfach darin, daß ein großes Bild auf kleine Gegenſtände bezogen wird, und iſt, ſoweit das der Fall iſt, wahrſcheinlich den Kindern ſelbſt viel weniger ſcherzhaft, als den Großen, die überhaupt oft meinen, die Gegenſtände der kindlichen Phantaſie *nur* ſcherzhaft nehmen zu dürfen — es iſt ſehr die Frage, ob mit Recht.

Wenn das Waſſerrad ſo aufgegeben wird:

„Jk wait en Mänken, dat wäſket
(wäſcht) ſik alle Dage
Jo länger at et ſik wäſket,
Jo ſwärter at et wärt" —

ſo iſt das für den Erwachſenen, der die Nöte des Kindes, das ſich waſchen ſoll,

ſchon an ſich ſcherzhaft nimmt, ohne weiteres drollig, für das Kind wohl viel mehr ernſte Anſchauung. Ein ſcherzhaftes Element liegt gleichwohl auch für das Kind vor: das, was alle ſeine Erfahrung Lügen zu ſtrafen ſcheint, daß man von vielem Waſchen ſchmutziger werden kann. Daß das ſcheinbar Unmögliche dann doch ſtimmt, macht auch das Kind ſchon lachen — natürlich nur ein ſolches, welchem ein Waſſerrad aus der Natur ein wohlbekannter Gegenſtand iſt.

Wenn das Talglicht, urſprünglich wohl Öllicht, draſtiſch genug ſo aufgegeben wird:

„Lütt Johann Ölken
Satt up ſien Stöhlken,
Je länger he ſatt,
Je lütter he ward,
Plumps, föll he hen",

ſo iſt das zunächſt nur die direkte beſeelte Anſchauung, aber es macht doch ſtark den Eindruck, als hätte nicht allein die Luſt zur Beſeelung und Plaſtik das Bild gefeilt, ſondern ein wenig auch die Luſt,

die Phantaſie zu necken, ſie auf falſche Wege zu leiten, um dann plötzlich von ganz einer anderen Seite her ſie anzurufen; daß etwas, das man ganz weit ſuchte, neben einem ſteht, überraſcht und macht lachen.

Mit dieſen Rätſeln ſind wir bei einer anderen Möglichkeit der Weiterentwicklung angelangt.

Die Rätſel, deren Wert in dem Anſchauungsbild liegt, genießt man am beſten unter Abſtreifung der Rätſelform, ſo daß man erſt die Auflöſung gibt und dann das Rätſel oder doch die Auflöſung gleich hinter dem Bild. Die Entwicklung konnte aber auch den Ton gerade auf das eigentümlich Spannende der Rätſelform legen und dies Moment äſthetiſch auskaufen. Das brauchte nicht im Sinne der Scharfſinnsübung zu geſchehen.

Auch die echte Kunſt des guten Phantaſierätſels kann das Moment des Spannenden und Überraſchenden aufnehmen und ausbilden und hat es getan. Schon das alte Anſchauungsrätſel, das aus dem

plaſtiſchen beſeelten Bilde den Gegenſtand erraten läßt, pflegt die Elemente des Bildes zu betonen, welche geeignet ſind, die Phantaſie des Ratenden abzulenken.

Dies Moment kann ſich nun zum beherrſchenden machen. Je mehr das geſchieht, deſto weniger iſt das Rätſel erratbar — am wenigſten durch Scharfſinn! Deſto mehr gehört alſo die Auflöſung zum Rätſel hinzu und doch deſto mehr gehört es zur Wirkung und gerade auch zur äſthetiſchen Wirkung dieſer Art Rätſel, die Löſung nicht zu ſchnell folgen zu laſſen. Die Phantaſie muß Zeit haben, ſich zu verirren. Je ſtärker ſie ſich in das Bild hineingebaut hat, zu dem ſie verleitet worden iſt, deſto ſtärker die Überraſchung, die doch in keiner Weiſe das Bild aufzuheben braucht.

„Vor dem Haus und hinterm Haus
Hängen vierundvierzig die Zungen raus.“ —

Der Rater wird lange herumgeſucht haben, und auf allerlei Vorſtellungen gekommen

ſein, die ihn unterhalten. Aber wenn er dann erfuhr, daß es das Strohdach über ihm war, an dem die Eiszapfen herabhängen, ſo blieb das Bild von den vierundvierzig Zungen luſtig genug.

Dieſes Moment kann ſtatt durch die Länge des Zwiſchenraums zwiſchen Rätſel und Löſung auch durch die Schärfe des Gegenſatzes ausgedrückt werden. So entſteht das eigentliche Scherz- oder Witzrätſel, wobei wir nicht an die Rätſel denken, welche mit verſchiedenen Bedeutungen eines Wortes oder Beziehungen eines Begriffs ſpielen. Wenn im Rätſelbuch von 1506 geſagt wird: „Wölchs Waſſers erſchrickt der gemeine Mann am härtſten?“ ſo holt die Phantaſie das Bild großer Überſchwemmungen herbei, und wenn die Antwort kommt: „Das ihm in die Schuh geht, vermahnt ihn dieſelbigen zu beſſern oder neue zu kaufen“, ſo iſt ein entgegengeſetztes, draſtiſches Bild eingeführt, man muß lachen, aber die Bilder ſind nicht aufgelöſt, ſondern bleiben. Es iſt weder der Begriff Waſſer,

noch das Wort, ſondern die wirkliche Anſchauung von Waſſersnöten, nur daß die Phantaſie ins Große geführt iſt, während die Löſung ſie ins Kleine und ſchon ohne den Gegenſatz Komiſche zurückzieht. Dieſer Rätſel gibt es unzählige.

Wenn das Straßburger Rätſelbuch die Frage ſtellt: „Welches das getreuſt Tier ſei", ſo wird man zunächſt geneigt ſein, ſehr treuherzig nachzudenken, ob man dem Hunde oder lieber dem Pferde oder welchem anderen Tiere etwa noch den Preis zuerkennen ſoll, und man wird nicht darauf gefaßt ſein, zu hören: „Ein Laus, die läßt ſich mit eim henken, bleibt bei ihm bis in Tod." Oder die Frage nach dem Gewaltigſten in der Stadt möchte man wohl anders zu beantworten geneigt ſein, zumal wenn man löblicher und gehorſamer Bürgergeſinnung iſt, als damit, daß es die Bartſcherer ſeien, „die greifen eim in den Mund und an Bart, das will von andern nit gelitten werden!"

In allen dieſen Rätſeln wird nicht der Scharfſinn geübt, ſondern die Phantaſie,

freilich nicht im direkten Plaſtiſchſehen wie beim Anſchauungsrätſel, aber im Kontraſtſehen, im Sehen auch der mancherlei „Humore“; es wird die Beweglichkeit und Gelenkigkeit der Phantaſie geübt.

Man wird an dem Bartſchererrätſel den Eindruck gewinnen, daß ungemein leicht der Übergang vom Scherz- zum Hohnrätſel iſt — man glaubt ordentlich ſchon zu einer Verhöhnung der hohen Obrigkeit ausgeholt — ſo leicht, kann man ſagen, als überhaupt der Übergang vom Necken zum Höhnen. Der Volksweisheit iſt das bewußt, und aus ihr wird der Rat ſtammen, daß, was ſich liebt, ſich nicht necken ſolle, man wiſſe nicht, wie ſchnell der Scherz in Ernſt, in Hohn übergehen könne.

In der Tat, der Gedanke hat etwas Verführeriſches, jemanden an einem Rätſel herumkauen zu laſſen, deſſen Löſung ihn plötzlich bloßſtellt. Für die roheren Zeiten, aus denen dieſe Art Rätſel ſtammt!

Wie leicht der Übergang vom Scherz- zum Hohnrätſel erſcheinen mag, ſo iſt doch das Hohnrätſel viel älter als das Scherzrätſel, das viel eher eine Vergutmütigung des Hohnrätſels ſein könnte, als daß das Hohnrätſel eine Verernſtlichung des Scherzrätſels wäre.

Das Hohnrätſel hat vielmehr, wie es einen ganz anderen Zweck hat, als das gewöhnliche Rätſel, ſo auch eine eigene Quelle in der Urzeit und ihrem Zauberglauben, in der Zeit alſo, in der für uns alle erſten Quellen geiſtigen Lebens ſpringen, was nichts anderes heißt, als daß ſie die weiteſt zurückliegende Zeit geiſtiger Keime iſt, von deren Denken, Vorſtellen, Wollen wir uns noch halbwegs deutliche Anſchauungen bilden können.

Die altisländiſche Erzählungsliteratur welche uns ſo viele wenn auch nicht unmittelbar urzeitliche, ſo doch den Verhält-

niſſen und Anſchauungen der Urzeit ſehr naheſtehende Zuſtände und Anſchauungen überliefert hat, berichtet uns auch eine ganze Reihe Hohnverſe, darunter einige, welche uns ziemlich deutlich in die Bedeutung und eigentliche Verwendung dieſer Verſe hineinſehen laſſen.

Als der Skalde Gisli zum Holmgang kommt, hört er, wie ſein Feind, der ſchon da iſt, ihn verhöhnen läßt. Er hat zu dem Zwecke zwei ſeiner Leute ſich in einer unanſtändigen Stellung hintereinander aufſtellen laſſen, „und dieſer Schimpf ſoll ihnen zur Verhöhnung daſtehen für immerdar!“ Gisli aber ruft: „Zu anderer Arbeit wirſt du bald deine Hausleute gebrauchen!“ und greift an.

Dies lebendige Gleichnis, das weibiſche Geſinnung bedeuten ſoll, wird ſonſt auch durch ein geſchnitztes erſetzt: in einen Pfahl wurde das beſchimpfende Bild geſchnitzt, dazu die beſchimpfende Formel, dann der Pfahl gegen das Gehöft des Feindes aufgerichtet.

Als der wilde Skalde Egil ſich durch

den König Eirik in ſeinem Recht gekränkt glaubt, richtet er eine ſolche Hohnſtange auf. Er geht auf eine Felsſpitze, die ins Meer ragt. Er nimmt eine Stange, ſteckt ein Roßhaupt mit aufgeſperrtem Rachen darauf, und ſpricht, während er ſie hält, folgende Worte: „Hier richte ich auf die Hohnſtange und wende den Hohn wider König Eirik und Königin Gunnhild," — damit wendete er das Roßhaupt landeinwärts — „wende dieſen Hohn und Haß wider die Landgeiſter hier, daß ſie alle fahren wilde Wege, und nicht haben noch halten ihre Stätte früher, als bis ſie König Eirik und Königin Gunnhild außer Landes treiben!" Darauf ſtößt er die Stange in eine Felsſpalte, das Roßhaupt gegen das Land gerichtet, und ritzt die Formel, die er geſprochen hat, in ſie ein.

Das wollen natürlich zauberkräftige Gleichniſſe ſein. Das abgehäutete Roßhaupt mit aufgeriſſenem Rachen mochte ſchrecklich genug erſcheinen, alles Unheil darzuſtellen, das man wider den Feind

zu entfeſſeln wünſchte, was nun auch das Pferdehaupt des näheren zu bedeuten haben mochte. Für zauberkräftig aber konnten — das haben wir ſchon öfter geſehen — dieſe Gleichniſſe nur gelten, weil ſie für wirkliche „Gleichniſſe" im alten Sinne des Wortes galten, für Bilder, mit denen das in ihnen Dargeſtellte geheimnisvoll, aber real verbunden war. Was im Bilde dargeſtellt, im Begleitſpruch noch näher gedeutet war, das geſchah in der anderen Welt und mußte alſo auch in dieſer geſchehen, — wenn der Zauber, der beide Welten für dieſen Fall aneinanderkettete, kräftig genug war.

Für die Verankerung in der anderen Welt, wie ſie durch das Bildgleichnis und die Formeln gegeben ſind, trat dann allmählich die pſychologiſche Verankerung durch die leicht und feſt ſich einprägenden Hohnverſe, die aus der Hohnformel erwuchſen.

„Ich bitte dich, Einar, gib ihm eine Buße auf meine Fürſprache hin; er iſt ein gewaltiger Skalde und ſo ſcharf in

ſeinen Worten, daß er vor nichts zurückſchreckt; ein einziger kleiner Spottvers aber, wenn er erſt im Gedächtnis feſtſitzt — und dazu iſt Gefahr genug, ſobald er einmal aufgetaucht iſt — bringt einem Manne, wie du biſt, viel mehr Schaden, als das bißchen Geld wert iſt."

In dieſer Richtung auf pſychologiſche Verankerung geht dann das Hohnrätſel noch einen Schritt weiter. Im Grunde indem es den urſprünglichen Zuſammenhang des Hohnverſes als einer Erklärung des Hohnzeichens wieder aufnimmt. Es leuchtet aber ein, was es für die pſychologiſche Befeſtigung des Hohnes bedeutet, wenn er durch die Aufgabe einer Rätſelerratung gewiſſermaßen von jedem einzelnen, dem er zugetragen wird, neu erzeugt werden muß.

Schon in den Beiſpielen, die aus der isländiſchen Literatur gegeben wurden, liegt ja kein reines Zaubern mehr vor. Jene Zeit glaubte zwar noch an Zauber, verachtete aber ſchon ſeine Handhabung als eines tapferen Mannes nicht würdig.

Und das Errichten der Hohnſtange war ihr ſchon längſt nicht mehr ein einfaches Zaubern, das willkürlich als Kampfmittel wie ſonſt eines gebraucht werden konnte, ſondern eine ſittlich motivierte und mit Verantwortung beladene Handlung. Man mußte durch ein unmännliches Benehmen des Feindes zu ihr berechtigt ſein; und wer ſie voreilig vornahm wie jener Feind Gislis, der nahm ſich dadurch ſein gutes Recht und einen Teil ſeiner guten Kraft für den weiteren Kampf.

Eine direkte Verbindung von jenen Hohnverſen zu den ſpäteren Hohnrätſeln iſt trotz allem nicht nachweisbar. Man möchte ſie aber vermuten, wenn man die Art beobachtet, wie noch heute z. B. Bauern ſich durch Stichelreden — und das ſind doch Rätſelreden! — beſchimpfen.

Die Schilderer unſeres Bauernlebens verſuchen zumeiſt, eine knappe konkrete plaſtiſche und zugleich andeutungsvolle, zu raten gebende Sprache ſprechen zu laſſen. Dem liegt eine ganz richtige Be-

obachtung zugrunde. Der ganze Witz des Bauern liegt noch halb im Rätsel. Eine kluge Rede ist für ihn durchaus eine Rede, die etwas zu raten gibt.

Und so nun insbesondere auch, wo er streitet. Das einfache Schimpfen gilt als gemein, vielleicht ursprünglich weil als unwirksam. Aber das Andeuten, das „Zu verstehen geben", das „Riechen lassen", das steht hoch in Ansehen.

Nach der einen Seite liegt etwas Nichtswürdiges in dieser Art, etwas Hinterlistiges und Vergiftendes. Daher aus einem einzigen Wortwechsel Todfeindschaften wachsen. Nach der andern aber auch etwas Konzentriertes, Inhaltreiches. Die Beleidigung durch ein Wort könnte gar nicht so stark sein, wenn die Worte schon so abgeschliffen wären, wie in der Sprache der Gebildeten.

Der Bauer weiß noch nicht, daß das Wort ein Füllsel ist. Und daß es so klein und abgeschabt ist, daß erst viele Worte eine Sache ausdrücken können. Für ihn ist noch das Wort ein Extrakt aus

ſein, die ihn unterhalten. Aber wenn er dann erfuhr, daß es das Strohdach über ihm war, an dem die Eiszapfen herabhängen, ſo blieb das Bild von den vierundvierzig Zungen luſtig genug.

Dieſes Moment kann ſtatt durch die Länge des Zwiſchenraums zwiſchen Rätſel und Löſung auch durch die Schärfe des Gegenſatzes ausgedrückt werden. So entſteht das eigentliche Scherz- oder Witzrätſel, wobei wir nicht an die Rätſel denken, welche mit verſchiedenen Bedeutungen eines Wortes oder Beziehungen eines Begriffs ſpielen. Wenn im Rätſelbuch von 1506 geſagt wird: „Wölchs Waſſers erſchrickt der gemeine Mann am härtſten?“ ſo holt die Phantaſie das Bild großer Überſchwemmungen herbei, und wenn die Antwort kommt: „Das ihm in die Schuh geht, vermahnt ihn dieſelbigen zu beſſern oder neue zu kaufen“, ſo iſt ein entgegengeſetztes, draſtiſches Bild eingeführt, man muß lachen, aber die Bilder ſind nicht aufgelöſt, ſondern bleiben. Es iſt weder der Begriff Waſſer,

noch das Wort, ſondern die wirkliche Anſchauung von Waſſersnöten, nur daß die Phantaſie ins Große geführt iſt, während die Löſung ſie ins Kleine und ſchon ohne den Gegenſatz Komiſche zurückzieht. Dieſer Rätſel gibt es unzählige.

Wenn das Straßburger Rätſelbuch die Frage ſtellt: „Welches das getreuſt Tier ſei", ſo wird man zunächſt geneigt ſein, ſehr treuherzig nachzudenken, ob man dem Hunde oder lieber dem Pferde oder welchem anderen Tiere etwa noch den Preis zuerkennen ſoll, und man wird nicht darauf gefaßt ſein, zu hören: „Ein Laus, die läßt ſich mit eim henken, bleibt bei ihm bis in Tod." Oder die Frage nach dem Gewaltigſten in der Stadt möchte man wohl anders zu beantworten geneigt ſein, zumal wenn man löblicher und gehorſamer Bürgergeſinnung iſt, als damit, daß es die Bartſcherer ſeien, „die greifen eim in den Mund und an Bart, das will von andern nit gelitten werden!"

In allen dieſen Rätſeln wird nicht der Scharfſinn geübt, ſondern die Phantaſie,

freilich nicht im direkten Plaſtiſchſehen wie beim Anſchauungsrätſel, aber im Kontraſtſehen, im Sehen auch der mancherlei „Humore“; es wird die Beweglichkeit und Gelenkigkeit der Phantaſie geübt.

Man wird an dem Bartſchererrätſel den Eindruck gewinnen, daß ungemein leicht der Übergang vom Scherz- zum Hohnrätſel iſt — man glaubt ordentlich ſchon zu einer Verhöhnung der hohen Obrigkeit ausgeholt — ſo leicht, kann man ſagen, als überhaupt der Übergang vom Necken zum Höhnen. Der Volksweisheit iſt das bewußt, und aus ihr wird der Rat ſtammen, daß, was ſich liebt, ſich nicht necken ſolle, man wiſſe nicht, wie ſchnell der Scherz in Ernſt, in Hohn übergehen könne.

In der Tat, der Gedanke hat etwas Verführeriſches, jemanden an einem Rätſel herumkauen zu laſſen, deſſen Löſung ihn plötzlich bloßſtellt. Für die roheren Zeiten, aus denen dieſe Art Rätſel ſtammt!

Wie leicht der Übergang vom Scherz- zum Hohnrätſel erſcheinen mag, ſo iſt doch das Hohnrätſel viel älter als das Scherzrätſel, das viel eher eine Vergutmütigung des Hohnrätſels ſein könnte, als daß das Hohnrätſel eine Verernſtlichung des Scherzrätſels wäre.

Das Hohnrätſel hat vielmehr, wie es einen ganz anderen Zweck hat, als das gewöhnliche Rätſel, ſo auch eine eigene Quelle in der Urzeit und ihrem Zauberglauben, in der Zeit alſo, in der für uns alle erſten Quellen geiſtigen Lebens ſpringen, was nichts anderes heißt, als daß ſie die weiteſt zurückliegende Zeit geiſtiger Keime iſt, von deren Denken, Vorſtellen, Wollen wir uns noch halbwegs deutliche Anſchauungen bilden können.

Die altisländiſche Erzählungsliteratur welche uns ſo viele wenn auch nicht unmittelbar urzeitliche, ſo doch den Verhält-

dieſer Auflöſung ſchirme ſich der Frageſteller und werfe den Vorwurf unanſtändiger Gedanken auf den unbedachtſamen Angreifer zurück. „Im Grunde beſteht aber gerade hierin der Witz dieſer eigentümlichen Rätſelgattung: daß die übereilte Anklage abſichtlich hervorgelockt wird, um ſie mit der Auflöſung zurückweiſen und durch den Spruch: »Dem Reinen iſt alles rein« beſchämen zu können. Es iſt eine dem ſittlichen Eiferer gelegte Falle, welcher er nicht leicht entgehen wird.“ Das wäre alſo ein ähnlicher Erfolg, als ihn heute die Majeſtätsbeleidigungs-Staatsanwälte gezeitigt haben in jenen von Mund zu Mund erzählten ſcheinbaren Majeſtätsbeleidigungen, hinter denen irgend etwas ganz Harmloſes ſteckt, und ihrer triumphierenden Schlußfrage: „An was dachten Sie denn, Herr Staatsanwalt?“

Man bemerkt, daß bei dieſem Kontraſt zugleich ein Kontraſt zwiſchen zweierlei Geſinnungen vorhanden iſt, deren eine von der anderen verhöhnt wird. Der

Prüde wird von dem, der keine Grenzen für den natürlichen Ausdruck anerkennt, gefoppt: Die „höhere Sittlichkeit“ wird der niedrigeren Phantaſie überführt. Der Vertreter des Natürlichen behält recht.

Bei zwei anderen Kontraſten iſt dies noch ſtärker der Fall: dem zwiſchen dem Natürlichen und der Gelehrſamkeit und dem zwiſchen dem Natürlichen und dem Heiligen.

Daß Gelehrſamkeit und Vielwiſſen an ſich keinen Wert haben, daß es mehr auf die Fähigkeit ankommt, mit ſeinem vielleicht wenigen Wiſſen etwas anzufangen, als auf die Menge des Gewußten, daß deshalb der Ungelehrte mehr wirkliche Weisheit beſitzen kann als der Gelehrte, das iſt ein unzählig oft verhandeltes Thema des Volkswitzes.

Unter den deutſchen Volksbüchern gibt es auch ein „Leben und Fabeln Äſops“. Es geht auf eine frühmittelalterliche Quelle zurück, die ihrerſeits noch ältere Sagen und Volksüberlieferungen zuſammenfaßt, ſeien dieſe nun griechiſchen oder

indiſchen Urſprungs; die älteſte Handſchrift ſtammt aus Kleinaſien. Selbſt in 1001 Nacht iſt die Geſchichte unter dem Namen des weiſen Heykar übergegangen.

Hier bewegt ſich faſt der ganze Witz in Rätſeln vorwärts. Einſt lädt der Herr des Äſop, der Philoſoph Xanthus, eine Geſellſchaft von Weiſen und gebietet dem Äſop, keinen Unweiſen einzulaſſen. Äſop verſchließt den Torweg und ſetzt ſich hinter die Tür. Sobald einer ankommt und die Türe ſchüttelt, ruft er hinaus: „Was ſchüttelt der Hund". Jeder glaubt natürlich, er werde „Hund" geſchimpft, und geht unter Fluchen und Schelten ab. Zuletzt aber kommt einer, der ruhig zuhört, überlegt und antwortet: „den Schwanz". Äſop führt ihn zu ſeinem Herrn und erklärt: Außer dieſem ſei kein Philoſoph gekommen. Das Rätſel ohne ſeinen weiteren Zuſammenhang in der Geſchichte wäre ein grimmiger Kalauer, im Zuſammenhang der Geſchichte erfüllt es ſeinen Zweck, die Philoſophen zu verſpotten, die ihr eigenes Ideal der

ruhigen Überlegtheit im Leben nicht bewähren können, ganz hübſch. Es iſt beinahe geiſtreich. Und wirklich geiſtreich in ſich ſelbſt iſt folgende Epiſode: Xanthus kauft mit Äſop Gemüſe ein; da hält ſie der Gärtner zurück, um den Philoſophen zu befragen, warum die Kräuter, die mit Fleiß geſät und gebaut werden, langſamer wachſen als die, die von ſelbſt wachſen und nicht geſät noch gebaut werden. Xanthus ſagt: Es geſchieht aus beſonderer Anordnung Gottes. „Dieſer Antwort mußte Äſopus ſehr lachen. Da ſprach Xanthus: Lachſt du und ſpotteſt? Äſop antwortete: Ich ſpotte; aber nicht deiner, ſondern deſſen, der dich die Philoſophie gelehrt hat. Welch eine Antwort iſt das von einem Meiſter: Es iſt Gottes Anordnung, daß die Kräuter alſo wachſen. Solche Antwort hätte auch wohl ein Küchenbube gegeben.“ Hier weiß Äſop etwas, was nicht nur der alte Xanthus, ſondern mancher Gelehrte heutigestags noch nicht weiß, daß es Küchenjungenweisheit iſt, kauſale Erklärungen und religiöſe Aus-

ſagen zu vermiſchen. Seine eigene Erklärung iſt ein volkstümliches Anſchauungsbild: Die Erde iſt eine rechte Mutter der Kräuter, die von ſelbſt heranwachſen, und eine Stiefmutter derer, die hineingeſät werden.

Der dritte Kontraſt, den das Witzrätſel oft und gern verarbeitet, iſt der von heilig und profan. Hier iſt nun die Situation der Entſtehung unmittelbar deutlich. Der Zwangs- oder auch Halbzwangszuhörer heiliger Verkündigung iſt nicht immer in der entſprechenden Stimmung. So verſteht er in die heiligen Worte profane Gedanken hinein. Das Rätſelbuch von 1506 iſt voll von dergleichen Scherzen. „Ein Frag: Was an Chriſto das Widerwertigſt und Ungleichſt ſei? Antwort: Daß er ein Löw und ein Lamm iſt als die heilig Geſchrift ſagt uſw.“ — „Ein Frag: Welchs Wunderwerk Gottes ſich die Menſchen am meiſten gefliſſen haben nach zu thon? Antwort: Waſſer zu Wein zu machen, als man dann vor Zeiten bei den untreuen Wirten

und Weinſchenken erfahrn hat, aber ſie ſein nunmehr all frum."

Man hat vielleicht bereits den Eindruck, daß dieſe Kontraſträtſel ungemein leicht in Satire übergehen. Das iſt auch offenbar der Fall. Selbſt und ſogar erſt recht bei den bibliſchen Rätſeln. Sie ſind häufig ſehr harmlos. Ebenſo häufig aber macht es allerdings den Eindruck, als räche ſich das Volk in ihnen für die Zumutung, alles Mögliche ſozuſagen mit Haut und Haar für heilig nehmen zu ſollen.

„Worauf ſteht der Chriſten Glaub?" — „Uf einer Kalbshaut oder uf alten Lumpen, das iſt Papier." „Wann das gemein Volk den Prieſtern die höchſt Gehorſam beweiſen?" — „So die Prediger zu Beſchluß ſprechen: Gehet hin uſw. So dringt das Volk mit Gewalt zu der Kirchen hinaus und ſeind der Türen oft zu wenig."

Am meiſten für das Witzrätſel und beſonders auch das ſatiriſche Rätſel beliebt iſt die Form der Scherzfrage. Sie iſt die loſeſte, freieſte, läßt am meiſten Raum.

Es wird etwas ganz Harmloſes gefragt; erſt in der Antwort und meiſt ſogar erſt in der Begründung der Antwort kommt das, worauf es abgeſehen war.

„Worüm kickt de Jäger in de Bööm to höödcht?" — Kann man eine harmloſere Frage erdenken? Er wird wohl nach den Raubvögeln ſehen oder den Wuchs der ihm anvertrauten Bäume beobachten! Die Antwort ſagt anderes: „He paßt up, ob uns Herrgott ok gewahr wird — das klingt noch alles friedlich! — dat he em (ihm) den Dach (Tag) afftählt (abſtiehlt)."

Je ſpäter und ſcheinbar nebenſächlicher, unabſichtlicher die Spitze des Rätſels kommt, deſto ſchärfer iſt ſie, deſto tiefer verwundet ſie.

Wieviel geheime Wut verbirgt ſich in dem folgenden Rätſel, das in der Zeit vor dem Bauernkrieg aufgegeben wurde: „Ein Frag: Wofür die Bauern unſern Herrgott am meiſten bittent? — Antwort: Für die Reiſigenpferd; (wunderbar! wie freundſchaftlich iſt das patriarchaliſche Verhältnis noch! aber jetzt erſt kommt es:) denn wo dieſelbigen abgingen, ſo würden die Edelleut die Bauren mit Spornen reiten.“ Es iſt, wie wenn eine Peitſche von weither ausholt, um die Kraft zu verdoppeln, mit der ſie ſchließlich um die Ohren pfeift.

Wir ſind am Ende. Im Scherzrätſel geht das Rätſel ſchon halb und halb in die gefeilte Witzrede über. Aber bis in alle Winkel hinein, auch bis in die Scherzfrage handelt es ſich um Anſchauung, um ein Bild.

Ja, man kann ſagen, daß in der Scherzfrage das Bild ganz und gar die Hauptſache iſt. Gefragt wird etwas, das eine verſtändige Erwägung zu erfordern ſcheint, und geantwortet wird mit

einem Bilde, das vermöge ſeiner Plaſtik alle Erwägung totſchlägt:

„Wat is dat Beſt an de Taſch? —
Dat ſe nich kettelig (kitzelig) is, ſüß lacht ſ' ſik doot!“

Schluß

Die Naturwiſſenſchaften haben uns erzählt, daß die Eidechſen, die unter den Wurzeln hervorſchlüpfen, um etwas Sonne zu erhaſchen, einſt groß und mächtig waren und die Welt beherrſchten. Ähnliche Entwicklungen ſehen wir auf allen Gebieten; man kann vielleicht ſagen, daß es überhaupt nichts gibt auf der weiten Welt, das nicht erlauchter Herkunft wäre. Wollte man die Augen auf dieſen Gang der Dinge gebannt halten, ſo könnte man ſagen, daß die Weltgeſchichte ein ſtetes Herunterkommen und Gemeinwerden der Dinge bedeute. Aber eine ſolche Betrachtung würde nur die eine Hälfte zeigen und zwar die unwichtigere. Es kommt nichts herunter, ohne daß ein anderes ſich aufſchwingt. Und dieſes Emporkommen des Stärkeren iſt die Urſache und das Erſte und das Wichtige.

Das Rätſel iſt in die Kinderſtube gekommen, wie auch das Märchen und der Zauberſpruch, der zum Kinderreim wurde. Stärkere Formen, die doch aus ihrem Geiſt gebürtig ſind, beherrſchen das geiſtige Leben.

Wir können uns der alten Formen von Herzen freuen, ihrer Naivität, ihrer Unbefangenheit, ihrer Bildfriſche, ihres draſtiſchen Humors. Aber wir können ſie nicht wieder zu Leben und Bedeutung aufſchwellen. So wenig als wir es mit den Eidechſen können. Wir können ihre letzten Nachkommen, die noch Schrecklichkeit der Form beſitzen, künſtlich zu erhalten ſuchen; das Krokodil iſt ja wohl in den Zoologiſchen Gärten und Menagerien bereits häufiger als in der freien Natur. Am unteren Nil, wo man es einſt heilig ſprach, um ſeinen Zorn zu beſänftigen, fürchtet ſich jetzt kein Kind mehr vor ihm anders als vorm „Schwarzen Mann". Und ſelbſt als Kunſtform wird der Drache mit viel mehr Glück humoriſtiſch als ernſthaft verwandt.

Man ſoll nun auch die Rätſel- und

Märchenform nicht zu galvaniſieren verſuchen. Der alten Volksrätſel wollen wir uns freuen, ſoweit wir die Spiele der Kinder gern ſehen oder als künſtleriſchen Geſchlechts die Schönheit einfacher Formen lieben.

Dies allein iſt die direkte Bedeutung des Rätſels für uns.

Indeſſen auch was in der direkten Kette des Lebens unbedeutend geworden iſt, gewinnt in mittelbarer Weiſe Bedeutung und Wert zurück. Wir ſammeln die Gerippe und Abdrücke der verſchollenen Eidechſen, und die Vergleichung mit den lebenden, heruntergekommenen iſt uns wertvoll für unſere Einſicht in den Schritt und Gang des Lebens. Vor allem, was uns hier mehr angeht: Unſer Anſchauen, unſer Erleben der Welt um uns her wird — wie ſoll man ſagen? — durchgefühlter, beſeelter.

Wir müſſen uns oft genug gegen die Wiſſenſchaft wehren und ihre Anſprüche zurückweiſen. Immer dann, wenn ſie ſo tut, als wäre der Menſch ihretwegen da,

indiſchen Urſprungs; die älteſte Handſchrift ſtammt aus Kleinaſien. Selbſt in 1001 Nacht iſt die Geſchichte unter dem Namen des weiſen Heykar übergegangen.

Hier bewegt ſich faſt der ganze Witz in Rätſeln vorwärts. Einſt lädt der Herr des Äſop, der Philoſoph Xanthus, eine Geſellſchaft von Weiſen und gebietet dem Äſop, keinen Unweiſen einzulaſſen. Äſop verſchließt den Torweg und ſetzt ſich hinter die Tür. Sobald einer ankommt und die Türe ſchüttelt, ruft er hinaus: „Was ſchüttelt der Hund". Jeder glaubt natürlich, er werde „Hund" geſchimpft, und geht unter Fluchen und Schelten ab. Zuletzt aber kommt einer, der ruhig zuhört, überlegt und antwortet: „den Schwanz". Äſop führt ihn zu ſeinem Herrn und erklärt: Außer dieſem ſei kein Philoſoph gekommen. Das Rätſel ohne ſeinen weiteren Zuſammenhang in der Geſchichte wäre ein grimmiger Kalauer, im Zuſammenhang der Geſchichte erfüllt es ſeinen Zweck, die Philoſophen zu verſpotten, die ihr eigenes Ideal der

ruhigen Überlegtheit im Leben nicht bewähren können, ganz hübſch. Es iſt beinahe geiſtreich. Und wirklich geiſtreich in ſich ſelbſt iſt folgende Epiſode: Xanthus kauft mit Äſop Gemüſe ein; da hält ſie der Gärtner zurück, um den Philoſophen zu befragen, warum die Kräuter, die mit Fleiß geſät und gebaut werden, langſamer wachſen als die, die von ſelbſt wachſen und nicht geſät noch gebaut werden. Xanthus ſagt: Es geſchieht aus beſonderer Anordnung Gottes. „Dieſer Antwort mußte Äſopus ſehr lachen. Da ſprach Xanthus: Lachſt du und ſpotteſt? Äſop antwortete: Ich ſpotte; aber nicht deiner, ſondern deſſen, der dich die Philoſophie gelehrt hat. Welch eine Antwort iſt das von einem Meiſter: Es iſt Gottes Anordnung, daß die Kräuter alſo wachſen. Solche Antwort hätte auch wohl ein Küchenbube gegeben.“ Hier weiß Äſop etwas, was nicht nur der alte Xanthus, ſondern mancher Gelehrte heutigestags noch nicht weiß, daß es Küchenjungenweisheit iſt, kauſale Erklärungen und religiöſe Aus-

ſagen zu vermiſchen. Seine eigene Erklärung iſt ein volkstümliches Anſchauungsbild: Die Erde iſt eine rechte Mutter der Kräuter, die von ſelbſt heranwachſen, und eine Stiefmutter derer, die hineingeſät werden.

Der dritte Kontraſt, den das Witzrätſel oft und gern verarbeitet, iſt der von heilig und profan. Hier iſt nun die Situation der Entſtehung unmittelbar deutlich. Der Zwangs- oder auch Halbzwangszuhörer heiliger Verkündigung iſt nicht immer in der entſprechenden Stimmung. So verſteht er in die heiligen Worte profane Gedanken hinein. Das Rätſelbuch von 1506 iſt voll von dergleichen Scherzen. „Ein Frag: Was an Chriſto das Widerwertigſt und Ungleichſt ſei? Antwort: Daß er ein Löw und ein Lamm iſt als die heilig Geſchrift ſagt uſw.“ — „Ein Frag: Welchs Wunderwerk Gottes ſich die Menſchen am meiſten gefliſſen haben nach zu thon? Antwort: Waſſer zu Wein zu machen, als man dann vor Zeiten bei den untreuen Wirten

und Weinſchenken erfahrn hat, aber ſie ſein nunmehr all frum."

Man hat vielleicht bereits den Eindruck, daß dieſe Kontraſträtſel ungemein leicht in Satire übergehen. Das iſt auch offenbar der Fall. Selbſt und ſogar erſt recht bei den bibliſchen Rätſeln. Sie ſind häufig ſehr harmlos. Ebenſo häufig aber macht es allerdings den Eindruck, als räche ſich das Volk in ihnen für die Zumutung, alles Mögliche ſozuſagen mit Haut und Haar für heilig nehmen zu ſollen.

„Worauf ſteht der Chriſten Glaub?" — „Uf einer Kalbshaut oder uf alten Lumpen, das iſt Papier." „Wann das gemein Volk den Prieſtern die höchſt Gehorſam beweiſen?" — „So die Prediger zu Beſchluß ſprechen: Gehet hin uſw. So dringt das Volk mit Gewalt zu der Kirchen hinaus und ſeind der Türen oft zu wenig."

Am meiſten für das Witzrätſel und beſonders auch das ſatiriſche Rätſel beliebt iſt die Form der Scherzfrage. Sie iſt die loſeſte, freieſte, läßt am meiſten Raum.

Es wird etwas ganz Harmloſes gefragt; erſt in der Antwort und meiſt ſogar erſt in der Begründung der Antwort kommt das, worauf es abgeſehen war.

„Worüm kickt de Jäger in de Bööm to höödht?" — Kann man eine harmloſere Frage erdenken? Er wird wohl nach den Raubvögeln ſehen oder den Wuchs der ihm anvertrauten Bäume beobachten! Die Antwort ſagt anderes: „He paßt up, ob uns Herrgott ok gewahr wird — das klingt noch alles friedlich! — dat he em (ihm) den Dach (Tag) afſtählt (abſtiehlt)."

Je ſpäter und ſcheinbar nebenſächlicher, unabſichtlicher die Spitze des Rätſels kommt, deſto ſchärfer iſt ſie, deſto tiefer verwundet ſie.

Seite

ment — Fortschritt und Hindernis im Halslösungsrätsel

Der Albtraum 53

Der Albtraum und die Totenorakel — Der Albtraum und die Fragequal — Unlösbarkeit des Halslösungsrätsels

Das Sphinxrätsel 60

Israel und Hellas — Sphinxsage und Sphinxrätsel

Die älteste Weisheit 65

Die Traumdeutung als älteste Weisheit — Phantasie und Erkenntnis — Die Welt der Weisen

Weisheitsprüfung bei Hebräern, Indern, Griechen . 70

Verschiedene Arten der Weisheitsprüfung bei den verschiedenen Völkern

II. Die Entstehung des eigentlichen Rätsels . . . 77—164

Weisheitsprüfung bei den Germanen 79

Die Rätsellieder der Edda

Seite

Die Skaldenpoesie 86
Rätselmäßiger Charakter der Skaldenpoesie

Charakter der germanischen Poesie 95
Edda und Skalda — Drang zur Plastik

Das urzeitliche Denken 106
Die Begriffe als Realitäten und ihre allmähliche Zerreibung — Neutestamentliches Denken — Die Gnostiker — Wir

Gleichnis und Mythus als Zaubermittel 113
Zauberei mit dem Bild — Tierbilder — Naturgleichnis — Die Zaubergeschichte — Die Entstehung der Mythologie — Mythologische Weisheitsprüfung

Die zweite frühhistorische Aufklärung und das eigentliche Rätsel 121
Die erwachende Einsicht in die Unrealität der begrifflichen Be-

Seite

ziehungen — Verſteckte Furcht — Das Lachen — Verbeweglichung der Phantaſie

Ein Motiv zu begrifflicher Kritik 126

Altgriechiſche Orakelanekdoten — Älterer und jüngerer Typus

Die Zerſetzung der Anſchauung 134

Die Sophiſten — Plato — Polarität der griechiſchen Kultur

Das Sprachrätſel 142

Die Betonungsſcherze der Sophiſten und ihr Ernſt — Das urzeitliche Denken und die ſprachlichen Beziehungen

Der Namenzauber 147

Zauber beim Namen Gottes im alten Ägypten und noch bei uns — Der Name im Albtraum Die Namen in den alten Weisheitsfrageliedern — Zauberbedeutung des Gleichklangs in Reim und Stabreim — Einſicht in die Unrealität auch dieſer Klangbeziehungen — Das Lachen

PN
6373
.B72
v.2

Bonus

Rätsel (Zur biologie des rätsels)

034615